Marie Eugenie delle Grazie als dichterin und denkerin

Bernhard Münz

50553.26

Harvard College Library

FROM THE

LUCY OSGOOD LEGACY.

"To purchase such books as shall be most needed for the College Library, so as best to promote the objects of the College."

Received July 23, 1923.

Digitized by Google

M. C. delle Grazie.

Verlag von Wilhelm Braumüller Wien & Leipzig. Photogravure R. Paulussen Wien.

Digitized by Google

19705

MARIE EUGENIE DELLE GRAZIE

ALS

DICHTERIN UND DENKERIN.

VON

BERNHARD MUNZ.

MIT DEM PORTRAIT DER DICHTERIN IN HELIOGRAVÜRE.

WIEN UND LEIPZIG.
WILHELM BRAUMÜLLER
K. U. K. HOF- UND UNIVERSITÄTS-BUCHHÄNDLER
1894.

Digitized by Google

Digitized by Google

19705

MARIE EUGENIE DELLE GRAZIE

ALS

DICHTERIN UND DENKERIN.

VON

BERNHARD MÜNZ.

MIT DEM PORTRAIT DER DICHTERPHILOSOPHIN.

WIEN UND LEIPZIG.
WILHELM BRAUMÜLLER
K. U. K. HOF- UND UNIVERSITÄTS-BUCHHÄNDLER
1902.

Digitized by Google

50553.26

HARVARD COLLEGE LIBRARY
JUL 23 1903

Lucy Osgood fund.

Carl Fromme in Wien

Digitized by Google

MEINER LIEBEN FRAU

AMALIE

ZUGEEIGNET.

Digitized by Google

VORWORT.

„Wer ist genial?" so fragte neulich ein Freund den anderen.

„Ein Mann, der . . ."

Da wurde er unterbrochen. Können denn bloß Männer Genies sein? Cesare Lombroso, der berühmte italienische Anthropologe, bejaht diese Frage. Er verweist darauf, daß die Frauen der höheren Stände in verschiedenen Epochen der Geschichte denselben Unterricht wie die Männer genossen. So zum Beispiel waren die Damen aus dem französischen Adel im achtzehnten Jahrhundert vortrefflich unterrichtet und besuchten die Vorlesungen von Lavoisier, Cuvier und anderen. Und dennoch ist kein Genie aus der Gruppe jener gebildeten Frauen erstanden. „Ich bin überzeugt," sagt Lombroso, „daß es kaum so viele Hunderte von Männern als Tausende von Frauen gibt, die Klavier spielen. Und doch findet man unter den Frauen sehr wenige musikalische Genies,

Digitized by Google

obgleich es auf diesem Gebiete weder ein durch die Natur des Weibes bedingtes, noch durch die sozialen Verhältnisse geschaffenes Hindernis gibt, welches dieses Phänomen erklären könnte. Die Anzahl der Frauen, die malen, übersteigt heute in Nordamerika beiweitem die Anzahl der Maler, und die Zahl der weiblichen Ärzte hat derzeit die Ziffer 3000 erreicht. . . . Wo sind die Frauen, die mit Ausnahme von einigen wenigen, welche, wie Mme. Kowalewski, die Cattani, aus dem Meere der Mittelmäßigkeit emporragen, auf dem Gebiete der Malerei, der Medizin oder im Lehrfache neue Ideen gebracht oder große Erfindungen gemacht haben?"

Lombroso findet den Grund für den Mangel an Genialität bei den Frauen darin, daß bei allen Wirbeltieren das Weibchen in Bezug auf Intelligenz dem Männchen untergeordnet ist. Bei den Singvögeln ist der Gesang ein Privilegium der Männchen. Darwin hat beobachtet, daß bei den Affen die Männchen ein weit mehr entwickeltes musikalisches Gefühl besitzen als die Weibchen. Bei gewissen Insekten, wie beispielsweise bei den Ameisen und Bienen, entwickelt sich die Überlegenheit des Weibchens gewissermaßen auf Unkosten des Geschlechtes; die Königin hört bei den Bienen auf, Weibchen zu bleiben. Einen anderen Grund sucht Lom-

Digitized by Google

broso darin, daß die Frauen ihrem Wesen nach Feindinnen aller Neuerungen sind, während das Genie sich gerade in der Kraft des Erfindens bekundet. Die Frauen sind konservativ, sie halten noch geraume Zeit an den Gebräuchen fest, welche die Männer längst abgestreift haben. Schon Herbert Spencer hat bemerkt, daß die Frau höchst selten bestehende Dinge kritisiert. Endlich besitzt sie ein sehr ausgebildetes Nachahmungstalent. Dieses entwickelt sich aber bei einem Individuum nur auf Kosten seiner Originalität, welche eben das Wesen des Genies ausmacht.

Lombroso sträubt sich freilich nicht gegen das Zugeständnis, daß ausnahmsweise Genies unter den Frauen anzutreffen seien. Er erinnert an Mary Sommerville, George Elliot, George Sand, Frau von Staël, Rosa Bonheur und die Lebrun. Diese Ausnahmen bestätigen jedoch die Regel, sofern die Frauen, welche durch Genialität glänzen, mit gewissen organischen Anomalien behaftet und eigentlich Männer sind. Fast alle berühmten Schriftstellerinnen haben nach seiner Ansicht irgend einen starken männlichen Zug besessen, und zwar nicht allein in ihren Werken, sondern auch in ihrer Physiognomie und in ihren Handlungen. Er führt aus der Zeit der Antike die argivische Dichterin Telesilla, die

Digitized by Google

ihren Mitbürgern in die Schlacht vorangegangen war, und Sappho an und läßt sodann einige Beispiele aus der neueren Literatur folgen. Er äußert sich über dieselben wie folgt: „George Elliot hatte ein Männergesicht, einen enorm großen Kopf, wirres Haar, eine große Nase, dicke Lippen, einen ausgesprochenen Anflug von Bart und starke Backenknochen, im ganzen einen länglichen Pferdekopf. . . . Die zärtliche Zuneigung, die sie ihrem ersten Gatten Lewis bewies, hinderte sie keineswegs, im Alter von sechzig Jahren einen ganz jungen Mann zu heiraten, und noch dazu wenige Monate nach dem Tode ihres ersten Gemahls. — George Sand hatte eine Männerstimme und trug mit Vorliebe Männerkleider. Auch Frau von Staël hatte ein Männergesicht. Fast alle genialen Frauen in England und Amerika, die in den letzten Zeiten berühmt geworden sind, wiesen männliche Züge auf. Aus begreiflichen Gründen will ich den Gegenstand nicht weiter verfolgen. Ich füge nur noch hinzu, daß die meisten starke, fast männliche Kinnladen hatten. Dabei schrieben beinahe alle eine männliche Hand und litten an nervösen Anomalien."

Ich bin selbstverständlich nicht in der Lage, alle genialen Frauen auf ihr männliches Wesen zu prüfen und zu beurteilen;

Digitized by Google

ich möchte jedoch darauf hinweisen, daß hinwiederum geniale Männer immer viel vom Weibe, von dem Unerklärlichen, Unergründlichen, welches im Innern des Menschen die einzige Poesie des Daseins ausmacht, an sich haben.

Es kann allerdings nicht geleugnet werden, daß die Frauen — von dem Fetisch der Mode abgesehen — Neuerungen abhold sind. Dieser Vorwurf trifft jedoch nicht die Frauen allein, er trifft den größeren Teil der Menschen überhaupt. Der weitaus überwiegende Teil der Menschheit liebt es aus Trägheit und Bequemlichkeit, in den althergebrachten, überkommenen, ausgetretenen Geleisen zu wandeln. Das Werk des Genies, welches in die weite Ferne ausschauend, aus dem Rahmen seiner Zeit heraustritt, stößt, wie wir der Kulturgeschichte entnehmen, fast regelmäßig bei den Zeitgenossen auf Widerspruch und findet erst Anerkennung in der Zukunft.

„Das, was die Welt macht frei,
Ist alles anfangs Ketzerei."

Nur in den seltensten Fällen wird einem Irdischen mit der Strahlenkrone der Genialität zugleich die Perle des Glückes verliehen. Die auserwähltesten Geister bewegen sich infolge ihrer prophetischen Intuition auf einsamer Höhe und vermögen nur langsam und

Digitized by Google

allmählich in schwerem Kampfe die Menschheit zu sich heraufzuziehen. „When in disgrace with fortune and mens' eyes, I all alone beweep my outcast state," seufzte Shakespeare in seinem Sonett-Tagebuche. Auf dem Markte weist man Perlen als Staubkörner zurück und kauft Hexengold als Geschmeide.

Aber auch die von Lombroso angeführten statistischen Daten, auf Grund welcher er die Genialität der Frauen in Abrede stellt, berechtigen durchaus nicht zu einem absprechenden Urteil. Die Emanzipation der Frauen in wissenschaftlicher und künstlerischer Beziehung ist füglich viel zu jung und sie hat bisher im ganzen und großen viel zu enge Kreise ergriffen, als daß sich an der Hand der bisher erzielten Ergebnisse endgiltig und apodiktisch ein negatives Resultat feststellen ließe. Die Tatsache, daß das schwache Geschlecht für die Musik ein ungleich größeres Kontingent liefert als das starke, ist nicht sonderlich geeignet, in die Wagschale zu fallen. Sehr richtig bemerkt Hieronymus Lorm: „Musik ist eigentlich die Metaphysik unter den Künsten, das Höchste in Tönen aussprechend, die der Sprache so nahe kommen und ihre Begreiflichkeit dennoch nicht erreichen. Wie fähig des Kunstgenusses muß das Gemüt sein, um

Digitized by Google

diesen Sinn der Musik zu empfinden! Dem Zeitvertreib jedoch dient sie bloß als ein „angenehmes Geräusch," als ein Kling-klang, der das Gedankenleben in bewußtlosen Schlummer singt. Dennoch wird die Pflege der Musik, gleichviel ob auch nur das Talent des Empfangens, geschweige denn das Talent der Ausübung vorhanden sei, zur Bildung gerechnet und allgemein in die Erziehung mit aufgenommen. Man schlägt dadurch das Leben minutenweise tot. . . . Durch Kunst die Zeit zu töten, heißt sie zu Tode martern. Da sich aber nun einmal mit dem Begriff der Kunst etwas höheres verbindet, eine Erhebung des ganzen Menschen, so wird nicht weiter gefragt, ob einem Menschen auch von Natur aus die Flügel zu dieser Erhebung gewachsen sind."

Zu den genialen Frauen gehört unstreitig Fräulein Marie Eugenie delle Grazie, deren Schöpfungen von dem Geiste der „Moderne" getragen sind, sie jedoch turmhoch überragen, weil sie die höchsten Momente der Erscheinungen fixieren, in einer großen Weltauffassung wurzeln. Sie ist Realistin, aber nicht auf Unkosten des Geistes. Sie mehrt in der Natur die Natur, indem sie ihr im höheren Sinne realistisch auf den Grund sieht, aus dem Tage die Ewigkeit schöpft, aus rauher Erde goldene Früchte zieht, das ganze

Digitized by Google

Leben unter die Begriffe des Schönen und der Liebe stellt. Sie greift ins volle Leben, sie taucht in den tiefen Abgrund des Daseins hinab, sie hält die im steten Kampfe um dasselbe wechselnden Bilder, die Fallenden und Voranstürmenden, die Starken und Schwachen, die Sieger und jene, die am Wege verbluten, fest, sie ist somit in gewisser Hinsicht wiederholend, sie wiederholt die Elemente des Beobachteten und Erlebten, ihre schöpferische Kraft betätigt sich aber assoziativ in der freien Vereinigung, der eigentümlichen ideellen Zusammensetzung dieser Elemente. Dieser Realismus ist fast so alt, wie die Kunst selbst. „Das größte Genie," ließ sich Goethe einmal vernehmen, „wird niemals etwas wert sein, wenn es sich auf seine eigenen Hilfsmittel beschränken will. Was ist denn Genie anderes als die Fähigkeit, alles, was uns berührt, zu ergreifen und zu verwenden; allen Stoff, der sich darbietet, zu ordnen und zu beleben; hier Marmor und dort Erz zu nehmen und daraus ein dauerndes Monument zu bauen? . . . Was wäre ich, was würde von mir übrig bleiben, wenn diese Art der Aneignung die Genialität gefährden sollte? Was habe ich getan? — Ich habe alles, was ich gesehen, gehört, beobachtet habe, gesammelt und verwandt; ich habe die Werke der

Digitized by Google

Natur und der Menschen in Anspruch genommen. Jede meiner Schriften ist mir von tausend Personen, von tausend verschiedenen Dingen zugeführt worden; der Gelehrte und der Unwissende, der Weise und der Tor, Kindheit und Alter haben dazu beigetragen. Größtenteils ohne es zu ahnen, brachten sie mir die Gabe ihrer Gedanken, ihrer Fähigkeiten, ihrer Erfahrungen; oft haben sie das Korn gesäet, das ich erntete. Mein Werk ist die Vereinigung von Wesen, die aus dem Gange der Natur entnommen sind. Dies führt den Namen ‚Goethe'."

Jeder, der ein Kunstwerk ganz versteht und ganz genießt, hat mitgeholfen, es zu schaffen. Die Wirkung jedes Kunstwerkes ist an die Mitwirkung dessen gebunden, der es in sich aufnimmt. Dies erklärt sowohl den Mangel an Erfolg für die besten, als den ungeheuren Erfolg für die schlechtesten Kunstleistungen. Das Vergnügen der Mehrzahl der Menschen beruht auf dem Reiz des Vergänglichen, auch wo es sich nicht um sinnliche Genüsse handelt. Nur für eine verschwindend kleine Anzahl sind die bleibenden Denkmäler des Geistes wirklich vorhanden. Von dieser traurigen Tatsache hängt namentlich das Schicksal der schönen Literatur ab. Sie macht es nur zu begreiflich, daß die Werke unserer Dichterphilosophin,

Digitized by Google

von denen jedes ein Stück ihres leidenschaftlich ruhelosen Wesens ist und eine Stufe in ihrer Entwicklung bezeichnet, noch nicht nach Gebühr gewürdigt sind.

Wien, im Mai 1902.

Digitized by Google

MARIE EUGENIE DELLE GRAZIE

ALS

DICHTERIN UND DENKERIN.

Digitized by Google

Digitized by Google

Früh übt sich, wer ein Meister werden will. Die reizenden Gedichte: „Träumerchen" und „Märchen" schildern, wie sich die Wiener Sappho schon als Kind, da sie vermöge ihrer Eigenart und infolge ihrer Kränklichkeit keinen Gefallen an den frohen Spielen der Jugend fand, ein Paradies von Märchenblüten schuf. Und wie sie auch heranwachsend sich der sie umgebenden Welt verschloß, sagt uns das tief ergreifende Gedicht: „Ein Weg." Im Alter von siebzehn Jahren trat sie mit einem Bande „Gedichte" (Wien, Konegen, 1882) vor die Öffentlichkeit. Einige darunter stammen aus ihrem elften und zwölften Jahre. Sie wurden sehr freundlich aufgenommen und 1895 zum drittenmal aufgelegt (Leipzig, Breitkopf und Härtel). Die dritte Auflage ist so wesentlich verändert, daß sie fast als eine neue Ausgabe anzusehen ist. Nur ein im Golde wühlender Krösus konnte sich dazu verstehen, mit den beiden ersten Auf-

Digitized by Google

lagen so peinlich streng ins Gericht zu gehen, eine so sorgfältige Auswahl zu treffen. Alles, was den Anfänger durchblicken läßt, ist ausgeschieden, und wir können es der Dichterin nicht hoch genug anrechnen, daß ihrer Selbstzensur auch die seinerzeit wegen der Kühnheit und der mit ihr Hand in Hand gehenden Zartheit der Zeichnung mit Fug und Recht das lebhafteste Aufsehen erregende episch-lyrische Erzählung „Adam und Eva", in welcher die Liebe als Wurzel alles edlen und hohen Strebens, als Grund und Ziel der ganzen Schöpfung gefeiert wird, zum Opfer fiel. Nur das Beste ist ihr gerade gut genug.

Die Dichterin malt in allen Farben, zuweilen, wie in dem mystischen, schauerlich-schönen „Wunder des Pan", den kraftberauschten „Teufelsträumen" und dem erschütternden Cyklus „Um Mitternacht", aus dem es uns anweht wie die Schrecken des jüngsten Gerichtes, mit dem Pinsel Böcklins, den sie auch in mehreren Gedichten unserem Verständnisse näher bringt. Nicht selten gefällt sie sich in tiefem Grau melancholischer Schwermut. Es ist dies leider nur zu begreiflich, da sie trotz ihrer siebzehn Jahre schon eine an gewaltigen Gemütserschütterungen reiche Vergangenheit hinter sich hat, wie wir namentlich der herzzerreißenden

Digitized by Google

„Heimkehr" entnehmen. Das Leben lastete so schwer auf ihr, daß vor den Gräbern ihrer Lieben wilder Schmerz ihr die Seele durchzuckte; ihr war's,

„Als müßt' den kleinen Hügel ich umfassen,
Ans Herz ihn drücken und den kleinsten Halm,
Der auf ihm grünete, mit Tränen netzen,
Ja jede Träne sollte meinen Toten
Erzählen, wie gelitten ich so schwer,
Wie ich gehaßt, verdammt, verstoßen wurde,
Und wie mein Herz vor Gram und Leid zerbrach!"

Sie wird indes in ihren Klagen, in ihrem Wühlen im Liebesleid nicht eintönig. Ihre Souveränität im Reiche der Phantasie, ihre Gedankenfülle, ihr starkes Naturgefühl, ihr unversieglicher Bilderreichtum, ihr energisches Empfinden, ihre heftige Leidenschaftlichkeit, ihr titanenhaftes Wesen und nicht zuletzt der berückende Schmelz ihrer melodischen Sprache schützen sie davor. Doch überwindet der Philosoph in ihr, der aber beileibe kein Schulphilosoph ist, wie sie denn überhaupt in dem ins Schwarze treffenden satirischen Gedichte: „Weltanschauung" dem System, das sie sehr prägnant als „Gedanken-Prokustesbett" bezeichnet, den Krieg erklärt, das Erstarren ihrer Blütenträume. Ihr vornehmer Sinn schwelgt in dem himmlischen Lichte, welches das Weltall mit seiner heiligen Glut durchdringt und sich

Digitized by Google

als Schönheit, Freiheit und Liebe offenbart.

Ihr eigenes Leid schrumpft zusammen vor der Tragik, die darin liegt, daß Chronos seine Kinder verschlingt, beim Rückblicke auf bedeutende Kulturepochen, welche längst der Vergangenheit angehören, beim Anblicke der Ruinen alter mächtiger Reiche, aus denen noch jetzt die Stimme ihrer Größe spricht. Vollends verblaßt es vor den Leiden der gesamten Menschheit, mit welcher ihr goldenes Herz aufs innigste fühlt. Ihre Gesinnung ist eine echt demokratische. Sie erhebt in dem den prächtigen „Hymnen im Osten" angehörenden „Durst" laut und eindringlich Protest gegen die bestehende Gesellschaftsordnung, welche es duldet, daß

„Noch immer ringen unzählbare Menschen
Nach goldenem Lichte, nach seliger Freiheit,
Und ach noch immer
Herrschet die alte Nacht, die alte Tyrannei!"

Ihr Herz blutet, wenn sie daran denkt, daß der bleiche Tod noch immer den Mächtigen, die nur Freude kennen, als schwarzer, häßlicher Dämon, der grinsend ihr seliges Leben vernichtet, erscheint, den Parias aber, die mühsam und unglücklich durch das Leben sich schleppen, im Lichte eines schönen, rosenbekränzten Jünglings erstrahlt, der ihre Tränen trocknet und

Digitized by Google

lieblich lächelnd, ihnen den Becher des ewigen Schlafes reicht, der sie schnell von allen Qualen des Daseins erlöst. In dem großzügigen Gedichte: „Der Nil" findet sie warme, mitleidige Töne für die armen, von Pharao geknechteten und mißhandelten Juden und sie feiert Moses, der als gotterleuchteter, weiser Mann des Jünglings kühnen Traum von der Befreiung seines Volkes vollbracht. Das „Zarenmahl" ist ein markdurchdringender Aufschrei der mit Füßen getretenen Menschenrechte, deren Schändung sich an dem Selbstherrscher dadurch rächt, daß sie wie ein Mene tekel ihn nicht zur Ruhe kommen läßt, sein Gewissen aus der Lethargie rüttelt, es in Aufruhr versetzt, dem tönernen Riesen die Fassung raubt. Außerordentlich sinnig sind die „Bienen", welche ein glänzendes Zeugnis dafür ablegen, daß die Dichterin das Kleine mit dem Großen verknüpft, das Einzelne unter dem Gesichtspunkte des Allgemeinen betrachtet, es gewissermaßen sub specie aeterni auffaßt. Beim Bohnen der Dielen stürmt, herbeigelockt vom süßen Duft des Wachses, ein ganzer Schwarm von Bienen in das Gemach der Dichterin. Es war

„Ein Stück von ihrem Leben, das sie da
In fremder Stube plötzlich fanden — und
Erregt begehrten sie's zurück und schwirrten
Am Boden hin mit zornigem Gesurr,

Digitized by Google

Berochen und betasteten die Fläche
Und blieben leer doch! Rührend war's zu seh'n,
Und mußten wir auch ihrem Stachel weichen —
Wir lachten — denn wir fanden sie im Recht!"

Doch plötzlich trübt sich der Dichterin Blick, denn vor ihrem geistigen Auge stehen die Unzähligen, die Jahr um Jahr emsig wie die Bienen sich abmühen und ihres Lebens ganze Ernte schließlich in fremden Speichern oder Stuben finden. Wenn sie dieselben, angelockt von der Erinnerung an den Schweiß ihres Angesichtes, gleich den Bienen überfluteten, wer gäbe ihnen Recht? Und doch begehrten sie nichts mehr als diese Tierchen, — einen Teil von dem, was sie mit ihrer Hände Arbeit geschaffen!

Ein, wenn ich so sagen darf, unbewußtes Gegenstück zu diesen Gedichten ist das liebliche „Rosenmärchen", in welchem Aphrodite ein von den prangenden, duftigen Blumen fernstehendes, von der Natur stiefmütterlich behandeltes dorniges Sträuchlein erhöht. Die strahlende Göttin neigt sich zu ihm hinab und berührt es mit ihren purpurnen Lippen, so daß seine verkümmerten Glieder sich dehnen und schwellen und aus grüner Hülle ein kleines Knöspchen springen lassen, das sich zur berauschenden Rose entfaltet. Und die Dichterin selbst zieht es im Lenze nicht zu den Blumen, welche durch Glanz und

Digitized by Google

äußeren Schimmer die Blicke der Wanderer auf sich lenken, sondern sie sucht mit nimmermüden Augen das gleich einem schüchternen Kinde versteckt blühende Waldmeisterlein.

Nächst der die ganze Menschheit umfassenden Liebe träufelt die Liebe zur Natur, mit deren Erscheinungen sie ihre Gefühle in Einklang bringt, und die Liebe zu der reinen, lauteren, ewigen Schönheit, welche ihr sehnendes Herz erfüllt und von der ihr bei aller Herbheit honigsüßer Mund überfließt, trauten Frieden in ihre wunde Brust. Die hochgestimmte Dichterin preist die Phantasie, das Schoßkind Jovis, als eine erlösende Macht, als Erlöserin von dem dunkeln Genuß und den trüben Schmerzen des augenblicklichen beschränkten Lebens, als Befreierin von dem Joche der Notdurft. Sie weiß es dem unnachsichtigen Schmerze, dem „heiligen Quäler" nachgerade Dank, daß er ihre heißesten Wünsche vereitelte; denn dadurch wurde sie früh wunschlos gemacht, sie durfte sich auf den Fittichen der Kunst über das wüste Meer des Lebens und seine glühende Fieberhast zu den Höhen eines weltverklärenden Idealismus erheben, gleich der hohen Erzeugerin Natur im Schaffenstaumel jauchzen und bluten, die Träume des Weltalls symphonisch in brausenden Liedern, in denen Form und hehrer Gedanke sich decken,

Digitized by Google

offenbaren, und so öffnete sich ihr Herz zum erstenmal der Sonne des ungetrübten Glückes. All ihr Weh löst sich in süße Wollust auf, in eine Wollust, die sie zu erdenfernen Höhen aufwärts trägt, wo kein Schicksal, kein Leid mehr ihre Seele beugen kann. Ihr Gram wird zur Jubelhymne der Lust, denn ihr erhabenes Glaubensbekenntnis lautet:

Wer deine Weihe empfangen,
O hehrer Genius, nimmt
Als Sterblicher schon am Reiche der Götter teil.

Auf Golgatha spanntest du einst
Den Größten als Bild der Menschheit
Ans Kreuz — und sieh, vor dem Dulder
Versanken die Götzen des Wahn's,
Erblich der Märchenschimmer
Hellenischer Daseinslust!

Wohl Jedem, der wie er
Ans Kreuz des Schmerzes geheftet
Und dornengekrönt wie er
Zur Erde herniederlächelt,
Die schal und wesenlos
Vor seinen Blicken zerrinnt.
Er stirbt als Gott und haucht
Mit wonneverklärtem Antlitz
Das seligste aller Worte: „es ist vollbracht!"

Indem delle Grazie den irdischen Wonnen entsagt, erstrahlt sie als die Verkörperung des Berge versetzenden heiligen Willens. Sie ringt sich zu jener tiefsinnigen Auffassung des Natur- und Menschenlebens empor,

Digitized by Google

welche von der künstlerischen Weihe unzertrennlich ist. Sie ist eine Dichterin, aus welcher eine Seele zu uns spricht.

Liebe im weitesten Sinne und Schönheit stählen ihr Sinn und Mut; sie sind die Dioskuren, denen sie Altäre baut, und daher kommt es, daß die schaumgeborene Göttin in dem sonnigen Gedichte „Cypern" christlich angehaucht ist. Sie ist dem Meere entstiegen, um die Hydra des Hasses und der Rache zu zertreten, das Reich des Friedens zu gründen, das Menschenherz in Liebe und Wonne zu wiegen, und mahnt die sich um sie scharenden Nymphen:

O bringt mit mir der Welt die süße Kunde
Von ew'ger Liebe, ew'gem Sonnenschein,
Vom Licht des Himmels, das die Nacht bezwungen
Und wunderbar die ganze Welt durchdrungen!

Mit ihrer kühnen, überschäumenden Einbildungskraft eint sich ein mächtiger Drang nach Wahrheit. Von ihr gilt, was sie von Tasso singt, daß ihm Natur ihr tiefstes Leben und Walten in die Dichterbrust gesenkt, ihr mystisches Ringen, ihr geheimstes Weben, „das wie im Traume schafft, doch schaffend — denkt!" Sie ist zu stolz, ein „Lotophag des Trugs" zu sein; sie ist bereit,

„Lieber die Hölle einzuhandeln,
Die Hölle, die da „Selbsterkenntnis" heißt,
Als einer Lüge bodenlosen Himmel,

Digitized by Google

Ein Siechen-Paradies, drin welke Kraft
Und müd' hindämmernde Gehirne feiern
Und selig thun."

In den dämonischen, von prometheischem Trotze erfüllten „Teufelsträumen", welche einzig in ihrer Art sind, wirft sie dem entmannten Troß, der für das „Wir" die königliche Freiheit des nach den goldenen Früchten am Baume des Lebens seine Hand ausstreckenden „Ichs" dahingegeben und es als Schlange verdammt hat, unerschrocken den Fehdehandschuh hin. Sie spottet der Freiheit,

„. . Die als Bagnosträfling wir
Tagtäglich mit den Ketten rasseln hören,
Und lachen nicht dazu und bleiben ernst
Und staunen, Vaterstolz im blöden Auge,
Der Sitt' und Nützlichkeit Homunkel an!
Sind sie nur herdentüchtig! Keines andern
Vorzug's bedarf es, wo so allgemach
Zur Tugend sich die Wolle hat vervollkommt!"

und wagt es, sie selbst zu sein, sich als das Maß der Dinge zu betrachten, sich durch sich selbst zu bestimmen. „Jenseits von Gut und Böse" hallt es uns aus ihren Dichtungen entgegen, ohne daß sie indes diesen Grundzug ihrer Lebensanschauung Nietzsche entlehnt hätte; er hängt aufs innigste mit ihrem fest ausgeprägten Ich-Bewußtsein zusammen, er verhält sich zu diesem wie die Wirkung zur Ursache. Delle Grazie fühlte sich bereits, als Nietzsche ihr sozu-

Digitized by Google

sagen entgegenkam. Durchdrungen davon, daß nichts still steht, alles in stetem Flusse begriffen ist, immer höherer Entwicklung und Ausgestaltung zustrebt und daß die Wurzel der sich ewig verjüngenden Kunst und Wissenschaft, die treibende Grund- und Urkraft alles Fortschrittes unbeschadet der Ursprünglichkeit des Gesamtgeistes der Individualismus mit seinem freien Spiel der Kräfte ist, teilt sie das Schicksal Kassandras, wie in dem gleichnamigen Gedichte ausgeführt ist; ihr ist das grausame Los beschieden, als Sehende einsam unter Blinden zu wandeln, von den Menschen nicht verstanden, ja sogar in den Kot der Gemeinheit gezerrt zu werden. Doch trägt sie ruhig, gelassen und überlegen ihr Martyrium und sie macht zwischen sich und der sogenannten Gesellschaft, die sie in dem Gedichte „In Gesellschaft" höchst drastisch zeichnet, reinen Tisch.

Bis auf den Grund ihrer Seele läßt uns die Dichterin in zwei „Ich" betitelten Gedichten blicken. In dem ersten finden sich folgende zwei Strophen:

Unheimlich bin ich, — und erbebend weicht
Vor mir zurück, wer sich am Wahn berauschen
Und letzen will . . . nicht bin ich klar und seicht,
Wess' Auge meiner Seele Grund erreicht,
Dem graut es, fürder noch hinabzulauschen.

Digitized by Google

Unheimlich bin ich — ohne Scheu und Zier
Erkannt' ich früh mich schon von euch verschieden
Und floh euch — aber mutig sag' ich's hier,
Trotz allem fühlt' ich reiner mich als ihr —
Und darum, darum hab' ich euch gemieden!

Die zweite Selbstschilderung schließt also:

Ich lieb' den Kampf! Ich lieb', was ich gelitten
Und was geendet unter meinen Tritten,
Was ohne Reu' und falsche Scham
Mit unerschrock'ner Hand ich nahm,
Der Beute froh, die ich erstritten!
Allein in Wonnen, einsam in Gefahr,
Mir selbst Gesetz und Richter immerdar
Und frei, weil fern dem Elend eurer Sitten!

Des Volkes Kind, das einst die Siebenhügel
Beherrscht im Zeichen gold'ner Adlerflügel,
Und seine Ferse ins Genick gestellt
Den wahlgebor'nen Knechten dieser Welt;
Und jenes Stammes Sproß, der ohne Zügel
Durchschweift die braune Wüste, hoch zu Roß,
Der Löwe und der Panther sein Genoß,
Und seiner Eile Maß des Sturmes Flügel!

Araber, Gallier, Römer und Barbaren
Und der Normannen sturmgebräunte Scharen,
Der Trotz des Nordens und des Südens Glut
Begegnen brünstig sich in meinem Blut,
Und Ahnen nenn' ich sie, die Herrscher waren,
Und schnellt ihr Kind auch nur des Liedes Pfeil,
Er trifft und klingt und bringt mir Ruhm und Heil,
Und ihren Kranz trag' ich in meinen Haaren!

Der Vater der Dichterin, Cäsar delle Grazie, der als Bergbaudirektor die an der unteren Donau in Südungarn gelegenen

Digitized by Google

mächtigen Bergwerke von Drenkowa leitete, entstammte einer bis ins dreizehnte Jahrhundert zurückreichenden venetianischen Familie und hatte seine Kindheit und erste Jugend in Smyrna in Kleinasien verlebt. Wenn je ein Mann in dem Weibe seiner Wahl seinen vollendeten Gegensatz gesucht und gefunden, so war dies bei ihm der Fall. Er zählte bereits achtundvierzig Jahre, als er sich mit der kaum fünfzehnjährigen Marie Melzer aus Bersaska im Banate verlobte. Obwohl von großmütterlicher Seite her französischer Abstammung, war sie doch ganz das Ebenbild ihres norddeutschen Vaters, eines gebürtigen Hamburgers. Verstandesschärfe und eine Individualität, die bei aller Lebhaftigkeit ihres Wesens doch stets sich selbst zu behalten wußte, waren ihre hervorstechendsten Eigenschaften. So schufen zahlreiche Völker den Typus der delle Grazie. Italien gab ihr seinen Formsinn, Ungarn seine melancholisch-unruhige Romantik, Frankreich seinen Esprit, Deutschland seinen Ernst und seine Tiefgründigkeit. Sie ist eine universelle, kosmopolitische Natur, aus dem Wesen der verschiedensten Nationen setzt sich ihre Eigenart zusammen, was indes nicht hindert, daß ihr tiefstes Sehnen und ihr tiefstes Lieben dem deutschen Volke gilt, daß sie sich mit ihm eins fühlt.

Digitized by Google

1892 beschenkte uns die Dichterin mit einem neuen Bande gedankenstrotzender und formvollendeter Gedichte, der den Titel „Italische Vignetten" (Leipzig, Breitkopf & Härtel) führt. Der größere Teil derselben ist den geschichtlich bedeutungsvollen Stätten der ewigen Roma gewidmet:

O Rom, du steinern Buch voll Weltgedanken
Und Weltleid — stolze Marmorchronik du —
Vignetten gleich nur soll mein Lied umranken
Die Schicksalshieroglyphen deiner Ruh'!

Die Dichterin ist in Rom ihren eigenen Weg gegangen; mit ihren eigenen Augen hat sie gesehen; was sie dabei gefühlt und gedacht, entspricht dem Boden, auf dem sie gewandelt; sie findet Worte für die heißesten Seelenergüsse wie für die zartesten Empfindungen, sie kann aber auch donnern und blitzen, daß wir in unserem Tiefinnersten erbeben. Ein starkes Gewitter entladet sich in der kongenialen Nachdichtung des Moses von Michel Angelo.

Delle Grazie übertreibt entschieden nach beiden Seiten, wenn sie in den „Stimmen des Palatin" dem Despotenfeinde zuruft:

Denn sie waren Willensriesen
Und wir — werden nur gewollt!

Es ist auch eine grause, unheimliche Übertreibung, daß Tiberius nicht nur in der

Digitized by Google

Geschichte, sondern auch in jeder Menschenbrust lebt und daß er sich von den modernen Menschen zu seinem Vorteile dadurch unterscheidet, daß er die Maske der Lüge und Heuchelei von sich warf und den Mut hatte, zu scheinen, was er war, — eine Bestie in Menschengestalt. Man schüttet das Kind mit dem Bade aus, wenn man einen Tiberius als Typus der Menschheit hinstellt, wenn man behauptet, daß die Menschen sich seit ihm nicht verändert, im Gegenteile sogar verschlechtert haben, weil sie den Schein über das Sein setzen, wenn man das Heidentum in einer seiner scheußlichsten Gestalten über die ganze christliche Kultur also triumphieren läßt:

Ihr zeigt stets weiche Hände, glatte Fratzen —
Die Tigerkrallen wuchsen euch ins — Herz!
Ich war Tiber und hatt' den Mut, es bleiben
Zu wollen! Dies allein ist's, was uns trennt —
Ich war ein adlig Tier . . . mein Schwelgen, Treiben
Vermacht' ich euch, daß ihr einst schaudern könnt
Und — mir nachwüten in geheimen Stunden,
Wenn euch kein And'rer sieht, als euer Gott. . . .
Ich neid' ihm nicht das Volk, das er gefunden!

Eines der überwältigendsten Gedichte ist die Scirocco-Phantasie: „In Flammen steh'n die Zinnen Roms." Die getauften Horden des wilden Alarich plündern, sengen, morden, zerstören nach Herzenslust, sie feiern wahre

Digitized by Google

Wutorgien in dem einst so stolzen Rom. Ein düsterer Römer-Greis, in dessen Haus sie noch nicht eingedrungen sind, benützt die kurze Schonzeit, um eine Gruft herzustellen. In sie will er die Statue der ambrosiaduftenden Aphrodite, der er schönheitstrunken sein Leben lang gehuldigt, versenken, damit sie dort unentweiht von den Barbaren der süßen Ruhe pflege bis zu ihrer zweifellosen Auferstehung, bis der Menschheit Sehnsuchtsruf sie befreit. Bei der Arbeit ist ihm weh zu Mute und er bittet das lichtumflossene Götterweib inständigst um Verzeihung, daß er sie in das Dunkel der Nacht bettet. Nachdem er sie dem Schoße der Erde anvertraut, erlischt sein Auge, dem das Schicksal den Anblick solchen Jammers aufgespart.

Wunderbar ist die markerschütternde, aber in einem Triumph der ausgleichenden Gerechtigkeit austönende Vision „Ein öd' Gefild". Die Dichterin sieht die blutige Ernte, die Marcus Licinius Crassus nach dem im Sklavenkriege erfochtenen Siege gehalten; längs der von Capua nach Rom führenden Hauptstraße reiht sich endlos Kreuz an Kreuz, und zehntausend Sklaven starren sie mit grassen, noch im Tode Haß kündenden Augen an. Da gellt ein Pfiff und aus dem Äther rauscht ein Geier nieder,

Digitized by Google

gierig die leckere Speise musternd. Plötzlich zuckt es an einem Kreuze, Spartacus ringt nach Atem, flucht ächzend dem übermütigen, unersättlichen Rom und ein tiefer Seufzer, daß sie einsam und ungerächt sterben müssen, stiehlt sich aus seiner Brust. Während sein Haupt nach dieser Kraftanstrengung schwer zur Seite fällt, strömt ein wirrer Haufe robuster Gestalten in fremder Tracht, aus einer anderen Welt und Zeit mit roten Fahnen heran. Aus ihren Augen leuchtet stolze Freude, sie singen trotzige Siegeslieder, verbeugen sich vor den blutbefleckten Kreuzen und „niederlächeln die verklärten Zeugen auf ihres Blutes fleischgeword'ne Saat". Spartacus schreit in einem Taumel von Entzücken auf, so stolz, wie es Cäsar nie getan, und stirbt, den Sieg in den gebrochenen Blicken.

Wahrhaft dämonisch ist die Parallele, welche die Dichterin „Im Klosterfrieden" zwischen Rom und ihrem Leben zieht. Wie Rom in sich das Leben mit allen seinen Schrecken und Freveln begreift, so wimmelt ihre Seele von Trümmern, Leichensteinen und besudelten Altären, sie ist ein Golgatha gekreuzigter Ideale, sie hat in den Staub getreten, was den Menschen heilig ist, denn Geist und Sinn hat ewige Unrast. Das ist eben die Ananke der Entwicklung, daß

Digitized by Google

uns nichts sacrosanct ist, daß sie sich im Kampfe, in heißer, fiebernder Gedankenschlacht vollzieht, daß wir nur lieben können, was wir zerstört haben. Es liegt im Wesen des Fortschrittes, daß Gräber seinen Weg bezeichnen, daß neues Leben aus Ruinen blüht. Gerade darum, weil er das Bestehende zerstört, bricht er sich ja in der Allgemeinheit nur langsam und allmählich Bahn. Mit Recht mahnt die düstere Katakombe die Dichterin an die unzählbaren Dulder,

„Die die Nacht verschlingt,
Eh' ein einz'ger Lichtgedanke
Siegreich durch das Dunkel dringt!"

Indem sie vom Monte Pincio auf die Marmorstatuen herabblickt, durch welche Italien seine besten Söhne, seine Helden, Dichter und Weisen geehrt hat, drängt sich ihr die herbe, bittere Wahrheit auf:

Doch zähl' ich nur die Größten
Von Allen, die da groß,
Dann waren gut zwei Drittel
Im Leben — heimatlos!

In mehreren ergreifenden Gedichten beschreibt sie das traurige Schicksal ihrer Lieblinge Tasso und Leopardi. Am meisten greifen uns die „Zwei Wahnsinnigen" ans Herz. Mit packendem Realismus ist darin mit wenigen Strichen die Nacht des Wahn-

Digitized by Google

sinns geschildert, in welche zwei führende Geister, Tasso und — Nietzsche, mündeten. Sie beugt sich in Ehrfurcht und Schauer vor dem ewig feindlichen Walten der alten riesenhaften Sphinx Natur.

Die Dichterin entwirft auch Skizzen vom modernen römischen Getriebe. Sie sind köstliche Genrebilder. Delle Grazie besitzt eine feine, durchdringende Beobachtungsgabe und gibt die empfangenen Eindrücke konzentriert und verstärkt wieder. Humor, Schalkhaftigkeit und Sarkasmus sind die Würze der „Straßenbilder". Nur in dem letzten derselben schlägt die Stimmung um. Sie wird ernst und düster. Die Dichterin wird zur Prophetin. Sie vernimmt aus weiter Ferne das Brausen des durch die Not, das Elend und den Schweiß der verzweifelten Massen entfesselten Orkans, sie hört den vulkanischen Boden Roms unter den wuchtigen Tritten der Enterbten des Schicksals erdröhnen, und da weissagt sie, umrauscht von dem Genius der Geschichte:

Noch einmal, Rom, wirst du fallen,
Wie einst das Kreuz dich gefällt —
Die Wahrheit ruft ihr: „Weh' Allen!"
Dann über die ganze Welt. . . . .

Mit leuchtenden, glühenden Farben sind die Bilder von Neapel, Sorrent und Capri gemalt, und mit dem Objektiven ist Sub-

Digitized by Google

jektives anmutig und in stimmungsvoll abgetöntem Wechsel verwoben. Der schönheitsdurstigen Dichterin entgeht keine Nuance der märchenhaften Schönheit, deren Füllhorn über diese Städte ausgeschüttet ist, und sie lauscht der holdseligen Natur gleichsam die Seele ab. Und wie fein humoristisch zeichnet sie den finstern Vesuv als Liebhaber der bella Napoli, der sich vergebens in brünstiger Sehnsucht nach ihrer Umarmung verzehrt, umsonst Lavagluten an sie verschwendet! Ganz besonders hat das träumende Capri es dem „Träumerchen" angetan. Wir glauben, berauschende Musik zu hören, wenn sie singt:

Sonnenfroh strahlt hier mein Auge,
Sonnenfroh glüht hier mein Sinn,
O, wie ich zum ersten Male
Jauchzend fühle: daß ich bin!

Hold im Ohr klingt mir der Wogen
Lied, Sirenenmelodie,
Und es lockt wie ein Verhängnis:
„Hier sei glücklich oder — nie!"

oder:

Capri, Capri, könnt' ich je vergessen,
Was du meiner kranken Seele warst,
All' der Wonnen, süß und unermessen,
All' des Glückes, das du mir gebarst;
All' der Stunden, schwül und lustdurchschauert,
Da der Traum das Höchste mir gebracht,
All' der Tage, die ich stumm vertrauert,
Ach! und jeder einzig süßen Nacht —

Digitized by Google

Müßte Wahnsinn meine Seel' umwehen. . . .
Doch ich fühl' es: über Raum und Zeit
Werd' ich deine Felsen glühen sehen —
Sonnengipfel der Vergangenheit!
Doch ich fühl' es: über Raum und Zeit
Werd' ich deine Felsen glühen sehen —
Sonnengipfel der Vergangenheit!

Nur in Pompeji lastet ein drückender Alp auf ihrer Brust. Im Gegensatze zu den Männern der Wissenschaft empfindet sie nichts weniger als Genugtuung darüber, daß die verschüttete Stadt dem Lichte wiedergegeben wurde, welche die herzbeklemmenden, wahnsinnstarren, fürchterlichen Medusenzüge des Todes trägt. Das Ewig-Weibliche in ihr bäumt sich dagegen, daß das lärmende Leben die heilige Ruhe und den majestätischen Frieden des Todes entweiht. Sie fühlt sich in ihrem Tiefinnersten dadurch verletzt, daß der Nacht des Todes abgerungen ward, worüber sie ihren wohltätigen Schleier gebreitet hat. Zartgefühl, angehaucht von Sentimentalität, entlockt ihrer Leier die zornentflammten Verse:

Ihr habt ihm's
Vom Herzen geraubt und dem Schoß der Verwesung
Mit wühlender Neugier habt ihr's [entrissen,
Emporgehoben und sein Riesenwerk
In eurer Sprache getauft,
Und seine Riesentat
Mit euren Spaten besudelt —
Ihr Toren — ihr Pygmäen — und er litt's!

Digitized by Google

Er litt es und spie euch wie zum Hohn
Noch Euresgleichen herauf:
Vermorschte Kadaver und
Entflieh'nde, die um eines Schrittes Breite
Wie Bestien gekämpft;
Vergessene Götter,
Gestürzte Altäre
Und das, worum ihr noch heute kämpft
Und mordet und im Schweiß eures Angesichtes
Euch mühen werdet durch alle Zeiten — Brot...

Ihr aber,
Ihr trippelt nun durch seine Ruinen,
Und staunt
Und schaudert
Und fühlt nur Ein's nicht: seinen göttlichen Hohn!
Und deutet nur Ein's euch nicht: das trauernde
Mahnen
Der holden Natur, darein ihr dies Zerbild gestellt,
Die mütterlich
Den Tod euch verhüllt und über
Die Schrecken der Tiefe die schimmernden Meere
Mit liebreichem Sonnen-Antlitz [gespannt,
Euren kindischen Hochmut schaut
Und herübergrüßt wie versöhnend
Mit dem grünen Sorrent und dem prächt'gen
Camaldoli!

Delle Grazie konnte im Alter von siebzehn Jahren aber nicht nur auf verblüffende lyrische Leistungen hinweisen, sie debutierte in demselben Alter auch mit dem trefflichen Epos: „Hermann", welches 1885 (Wien, Konegen) zum zweiten Male aufgelegt wurde. Es hat ein gewaltiges Echo geweckt „vom Alpengipfel bis zum Nordseestrande" und in

Digitized by Google

der gesamten Kritik eine Flut von Begeisterung hervorgerufen. Dies ist keine alltägliche Erscheinung. Ein solches Wunder kann nur ein erlesenes Talent bewirken. Und in der Tat trägt das echt nationale Freiheitslied im ganzen und im besonderen den Stempel des Gottesgnadentums. Wir verspüren in ihm den „heißen allgewaltigen Drang", welcher die Brust des auserwählten Dichters beseelt. Es sollte in keinem deutschen Hause fehlen. Epik, Lyrik und Dramatik haben gleichmäßig die Fäden desselben gesponnen, sie sind in ihm zu harmonischem Bunde vereint.

Wir können uns vor Erstaunen darüber nicht fassen, daß delle Grazie in so jugendlichem Alter diesen großartigen Stoff in so geschickter Weise bewältigt hat. Der weltgeschichtliche Hintergrund der Dichtung ist mit wahrhaft schöpferischer Anschauungskraft wiedergegeben. Entzückende Naturschilderungen durchziehen das ganze Werk und sind sehr glücklich in die innigste Beziehung zu den handelnden Personen gesetzt, wie z. B. in dem märchenhaften sechsten Gesange, wo der germanische Elfen- und Nixenglaube zur Symbolisierung der echt deutschen Lust an Blumenschönheit, Waldespracht und dem rätselhaften Zauber der klaren Flut verwertet wird. Die durch eine unüberbrückbare Kluft von einander getrennten Volksseelen

Digitized by Google

der Germanen und Römer sind mit vollendeter Plastik versinnbildlicht, jene durch Individualitäten, wie der Titelheld, welcher der Stolz seines Volkes ist, der urkräftige Ingomar, der mit den Recken ohne Bangen kämpft und mit den Kleinen wie ein Kind zu spielen weiß, die die Idee der deutschen Treue verkörpernde Thusnelda, die hehre Priesterin Albruna, die römische Volksseele durch verweichlichte Schlemmer, geile Wichte und hinterlistige Feiglinge, wie Varus, Faustus, Claudius, Metella. Auf daß dem Schatten aber das Licht nicht fehle, wandelt in den Reihen der Römer der von Freund und Feind gleich hochgeachtete Greis Manius, ein Held aus alten Tagen, der letzte Römerheld, würdig der freien und mächtigen Republik, die ihn geboren, das lebendige Gewissen derselben:

Verließ ein Held den stillen Grabeshügel,
Den lorbeerstrauchumwehten Esquilin?

Von den Gestalten, die uns vorgeführt werden, besitzt jede ein charakteristisches Gepräge. Von großer Wirkung ist der Kontrast der Söhne Siegmars. Während Hermann Kälte mit der Glut der Jugend, ernste Umsicht mit der Lust zur Tat verbindet und demgemäß in Rom seine eigenen Wege ging, die hohen, herrlichen Gedanken,

Digitized by Google

die einst das alte Römerherz erfüllten, in sich aufnahm, von der römischen Bildung sich nur das aneignete, was die nationale Eigenart seines Volkes auf ein höheres Niveau zu stellen geeignet war, wird der träumerische Flavius das tragische Opfer der von ihm und Albruna beredt geschilderten deutschen Sehnsucht nach dem Süden, indem er für den Wahn, in der zu seiner Verführung bezahlten Buhlerin Metella den ganzen Schönheitszauber Italiens zu besitzen, seine Jugendgeliebte und zweimal sein Vaterland verrät. Schwer. wie er gefrevelt, büßt er. Nachdem die Macht der Römer in der Schlacht im Teutoburger Walde, deren lebendiger Beschreibung niemand das Geschlecht des Autors anmerken wird, völlig gebrochen worden, eilt er auf den Flügeln der Liebe zu Metella, die er hilflos und allein weiß, um mit ihr nach dem ewig heitern, sonnenhellen Süden zu fliehen. Doch die Heißgeliebte gießt die Lauge ihres Spottes über den unseligen Schwärmer aus, aus ihrem cynischen Munde erfährt er die reine, ungeschminkte Wahrheit, und gebrochen preist er das zerschmetternde, aber auch erhebende Strafgericht der gerechten Götter.

Thusnelda ist ihrem Hermann an Leib und Seele vollkommen ebenbürtig. Einen

Digitized by Google

starken Eindruck macht im „Frühlingszauber" die Szene zwischen ihr und dem lüsternen Claudius, der sie durch liebegirrende Worte und die Erzählung der Sage von der ihrem häßlichen Gatten Hörner aufsetzenden Venus zu umgarnen sucht. Thusnelda steht für ihre keusche Liebe mit mannhafter Rede und dem Schwerte ein und schleudert das Marmorbild der sirenenhaft lockenden Göttin, die auch ihr aus niedrigen, selbstsüchtigen Motiven sich den Römern in die Arme werfender Vater Segestes verehrt, unter dem Rufe:

„Hinweg, verruchte Dirne, fall' zur Erde,
Im dumpfen Staube ist dein Himmelreich
. . . . . .
. . . . . .
Versinken muß dereinst ein solcher Glaube
Und stürzen muß dereinst ein solcher Thron"

zu Boden.

Die Lieblingsfigur der Dichterin ist augenscheinlich Albruna, deren Schicksal mit dem ihrigen verwandt ist. Wie sie, so ist die erhabene Wotanspriesterin vom Leben in ihren heiligsten Empfindungen aufs tiefste verletzt worden und sie hat sich gleich ihrer Schöpferin mit ihrem ganzen Empfindungsvermögen in ein Reich geflüchtet, welches nicht von dieser Welt ist:

Dem Wahnsinn nah' lag sie in stiller Kammer
Und sah verzweifelnd Tag um Tag entflieh'n.

Digitized by Google

Dann aber trieb sie ein gewalt'ges Sehnen
Dem heil'gen Eichenhaine Wodans zu:
Und sieh'! Dort löste sich ihr Leid in Tränen,
Dort fand sie wieder die verlor'ne Ruh'.
Und war das Glück der Liebe auch versunken,
Sie selbst verlassen, einsam und allein —
Die Götter senkten einen heil'gen Funken,
Ein höh'res Streben in ihr Herz hinein.
Vor ihrem Aug' zerriß die dunkle Hülle,
Die ernst der Zukunft Heiligtum verschloß,
Und Wodan selbst gab ihr die gold'ne Fülle
Der Rede, die melodisch weiter floß.
Und was der kühnste Geist noch nicht ergründet,
Was ewig im geheimsten Dunkel schlief:
Das wurde ihr, der Priesterin, verkündet,
Wenn sie begeistert zu den Göttern rief.

Hochsinnig, wie die liebeskranke Jungfrau gelebt hat, stirbt sie auch, ein Opfer ihres unerbittlichen Pflichtgefühls, ihrer unbestechlichen Wahrheitsliebe, ihrer schonungslosen Selbsterkenntnis. Sie spricht sich selbst das Todesurteil, weil sie den heiligen Schwur der Priestertreue gebrochen, als Priesterin nur dem eigenen Schmerze gedient hat, und fleht, bevor sie in das sühnende, läuternde Glutengrab sinkt, das Glück auf den Räuber ihres Friedens herab. Ihre freilich etwas zu breit ausgesponnene Selbstanklage ist ein Meisterstück von Seelenmalerei. Die Breite ist überhaupt eine Schwäche dieses Epos; doch lassen wir sie uns gerne gefallen, weil die bald gewaltig dahinrauschenden, bald sanft anschwellenden Verse durch un-

Digitized by Google

gewöhnlichen musikalischen Wohllaut hinreißen.

Wie die Apotheose Deutschlands der Nerv des ganzen Epos ist, so schließt es mit einem hochgestimmten Lobgesange auf die Kulturmission des Volkes der Dichter und Denker. Es ist ein außerordentlich feiner poetischer Zug, daß das Christentum mit der nordischen Mythologie in Zusammenhang gebracht, von dem wunderholden Balder eine Brücke zu dem Heiland geschlagen wird. Es ist aber auch bezeichnend dafür, wie Albruna der Dichterin ans Herz gewachsen ist, daß der schwungvolle Hymnus auf die Germania den Lippen der verklärten Priesterin entströmt.

Eine kleine Enttäuschung bringt uns der fünfte Gesang: Die Verschwörung. Nachdem die deutschen Stämme und ihre Fürsten sich feierlich verpflichtet haben, mit vereinten Kräften Romas Joch abzuschütteln, und den Oberbefehl Hermann übertragen haben, schickt sich der Cheruskerfürst an, den versammelten Recken seinen längst ausgedachten Kriegsplan auseinanderzusetzen. Dieser ist in den Versen erschöpft:

Du Hunold bist der Erste, der voll Feuer
Zum oft erprobten Schwerte greifen muß,
Die Rache ist dir süß, die Freiheit teuer
Und heilig Donars wilder Kampfesgruß.

Digitized by Google

Auch führt ein einz'ger Pfad: ein Pfad voll Grauen
Und Schreck in dein entlegenes Gebiet —
Weh' jedem Fremdling, der nach deinen Gauen
Durch diese unheildüst'ren Wälder zieht.
Doch Varus muß es! Seinen Schandgenossen
Wird dort die letzte, blut'ge Gült' gezahlt."

Nachdem Hermann so den Marsen ihre Aufgabe in dem Befreiungskampfe zugewiesen, fordert er die Genossen auf, die getroffenen Vereinbarungen geheim zu halten; auf den Ersten folgt kein Zweiter und kein Dritter; die sehnlichst erwartete Fortsetzung sucht man vergebens.

Eine weitere Lücke ist es, daß über das Schicksal Segests, der in der Schlacht im Teutoburger Walde entkommt und seine Hoffnung auf den Sturz des bitter gehaßten Herzogs noch immer nicht aufgibt, nichts verlautet.

Schließlich läßt es sich durchaus nicht psychologisch erklären, daß Hermann, der ganz und gar in dem Glauben seiner Väter aufgeht, im letzten Gesange zum Schlusse der Ansprache an seine Mannen dem Gedanken an die Götterdämmerung Raum gibt und den großen Tag anbrechen sieht, an welchem das deutsche Volk der Menschheit einen neuen Gott bringen wird.

Wir kommen aus dem Staunen nicht heraus. Im Alter von einundzwanzig Jahren präsentiert uns unsere Dichterin eine fünf-

Digitized by Google

aktige biblische Tragödie: „Saul" (Wien, Konegen, 1885), welche nichts Geringeres als das welthistorische Problem des Kulturkampfes behandelt und die Gestalten organisch mit einer eisernen, unbeugsamen, vor keiner Konsequenz zurückschreckenden, jedem Kompromisse abholden Notwendigkeit entwickelt.

Habent sua fata libelli! Eines Morgens erscheint die Dichterin, von ihrer Mutter geleitet, bei dem alten Protektor aller Einlaß zum Theater Fordernden, bei Heinrich Laube, der mit bedenklichem Blick ein Trauerspiel von beiden Damen entgegennimmt. Er mustert bald das jugendliche, bald das reifere Gegenüber, bald das Manuskript, bald das kleine, zierlich geschriebene Nationale, das die Poetin wie eine Schülerin, die zum ersten Male vor ihren Lehrer tritt, in ihre Aufgabe gelegt. — „Dichter können nicht warten, Sie sollen rasch meine Antwort haben," verspricht er in gutmütiger Barschheit. Nach einigen bangen Tagen kehren Mutter und Tochter wieder, um die Kritik des urteilssicheren Dramaturgen zu hören. — „Sie haben Talent. Die Exposition läßt nichts zu wünschen übrig. Der zweite Akt ist tadellos, der dritte voll theatralischer Kraft. Den Schluß habe ich noch nicht gelesen; er kann nicht schlecht sein nach dem guten

Digitized by Google

Anfang. Ich gratuliere Ihnen!" meint er, verbindlich die Hand der älteren Dame ergreifend. — „Nicht ich, meine Tochter ist der Autor!" — „Unmöglich! Pardon! Ich habe die Zahl des Geburtsjahres falsch gelesen, 1846 statt 1864. Seltsam! Wunderbar fast! Wie kommt ein halbes Kind zu dieser Reife, zu so philosophischer Klarheit, zu einer so starken Theatersprache? Sie waren oft im Burgtheater? Haben die Wolter viel gesehen?" — „Zweimal," erwidert die Dichterin bescheiden. — „Ich komme heute aus den Irrungen nicht heraus. Literatur und Theater treiben immer Allotria mit uns. Das Einzige, was sich nicht verkennen läßt, ist Ihr Talent. Man muß Sie aufführen. Ich werde Sie für den Preis der Fröhlich-Stiftung vorschlagen, denn Ihr Stück knüpft sehr schön und formgewandt an die Überlieferung Grillparzers an." Laube starb, und das Drama der Dichterin geriet in Vergessenheit. Sehr mit Unrecht. Friedrich Schütz bemerkt anläßlich der Würdigung der „Schlagenden Wetter" vollkommen richtig: „Saul ist wirklich von überwältigendem dramatischen Eindruck. Das mächtige Thema von dem Gegensatze der Kirche und des Staates belebt den Kampf der ersten jüdischen Könige Saul und David mit neuem Reiz. Der Eine ein Kraftmensch, der Andere ein klug

Digitized by Google

berechnender Mystiker; der Eine von den Priestern befehdet, der Andere von ihnen zur Macht emporgehoben; der Eine ein Mann der Tat, der Andere ein intriganter Sänger des frommen Liedes. Man kann nicht im Zweifel sein, wer von beiden unterliegen muß. Aber Saul bleibt innerlich unerschüttert von dem Canossa, das ihm droht; noch unter dem Fußtritt des übermütigen Siegers erhebt er sich, zerrt an dem goldbetreßten Vorhang der Bundeslade und führt in einem prächtigen Bildersturme die kühnsten Reden wider den Rachegott Adonai und die gefährlichen Stützen seiner Macht. Wäre das alte Testament durch die Stimmung des Tages nicht allzusehr außer Kurs gesetzt, man müßte die Aufführung dieser Tragödie mit allem Nachdrucke fordern." Reich an Gestalten von greifbarer Natürlichkeit, an Szenen voller Leidenschaft, an Aussprüchen, die Herz und Seele treffen, würde sie Vielen wie ein Spiegel unserer Zeit erscheinen, denn dieser Saul, dem Überzeugung, Schmerz und Liebe zu einer schönen Tochter des heidnischen Amalek das Wort erwärmen, ist ein ganz moderner Held, ein heroisches Opfer der verderblichen Unheilsarmee, die so viele jesuitische Mittel grausamer Verfolgungswut gegen die Vernunft, die Intelligenz und die geistige Bedeutung der

Digitized by Google

Menschen ersann und in dem nichtswürdigen, nur dem Zuge seines Rachedurstes folgenden Achimelech treffend verkörpert ist.

Was uns an dem Drama, das gewissermaßen den Kampf des Pharisäismus und des Sadducäismus darstellt, so menschlich schön anmutet, ist, daß der revolutionäre Saul, der allen gegen ihn gesponnenen Ränken zum Trotze mit dem Einsatze seiner ganzen Persönlichkeit gegen die Staatsreligion anstürmt und aus den Ruinen derselben eine Religion der Liebe erstehen lassen möchte, nach seinem Falle sein ganzes Kämpfen, Leiden und Ringen für das Reich der Liebe nicht als vergeblich ansieht, an der Erfüllung seines Ideals nicht verzweifelt, sondern sterbend mit Aufbietung seiner letzten Kräfte ausruft:

„. . . Ein gold'ner Stern taucht auf
Und wandelt siegreich glänzend durch das Dunkel;
Ein linder Hauch umfächelt meine Stirn —
Vor meinen Blicken wird es plötzlich klar —
. . . . . .
. . . . . .
Doch jener Stern — sei mir gegrüßet, Bote
Der gold'nen Zukunft — seht, er sinkt — und dennoch —
Und dennoch taucht er immer wieder auf —
Uralte Sagen werden wach und schweben
Wie Engel um mein Haupt — o Israel —
Wann wird ein Gott der Liebe dir erstehen?"

Digitized by Google

Nur Eines will mir nicht zu dem festgefügten Charakter Sauls stimmen. In seinem Zwiegespräche mit Samuel im vierten Auftritt des ersten Aktes schildert er nach dem Siege über Amalek das Eiland seiner Jugend also:

. . . In meinem Busen schlug
Ein weiches Herz und meine Seele lechzte
Begeistert nach dem Göttertrank der Wahrheit!
Ich träumte von der Liebe eines Gottes,
Die alle Menschen väterlich umschließt
Und alle gramzerfress'nen Herzen tröstet.
Da bebte ich vor Wonne: mein Gemüt
Erstarrte im Gefühle dieser Hoffnung
Und meine tränenfeuchten Augen blickten
Vertrauensvoll zum Vater Israels.
Doch als ich eure finst'ren Lehren hörte,
Erkannt' ich, daß der Lenker dieses Volkes
Ein Gott der Rache und des Hasses sei,
Der nur das Kriechen feiler Sklaven liebt
Und alle Menschen schafft, um sie zu quälen;
Da legten sich die starren Eisenfesseln
Des Trotzes um mein Herz und meine Seele
Betrat den grausen Schreckenspfad des Zweifels.

Und mit dem süßen Traume von der Brüderlichkeit aller Menschen und dem nagenden Zweifel an der Schreckenslehre in der Seele konnte Saul es über sich bringen, dem Geheiß des Propheten zu folgen, alle Fluren der Amalekiter zu versengen und ihr Blut in Strömen zu vergießen? Ein gewaltiger, gigantischer Geistesheld, der sich durch die Nacht zum Licht emporringt, in seinem

Digitized by Google

Busen den lautern, wonnigen, erlösenden, den Menschen zum Menschen machenden Gedanken hegt und pflegt, daß die Gottesliebe in der Menschenliebe besteht, konnte er sich dem Machtgebote des verblendeten, wahnbetörten Samuel fügen, die Fackel des Hasses und der Rache zu heller Lohe entfachen, einen Vernichtungs-, einen Ausrottungskrieg gegen ein Volk entfesseln? Es herrscht eigentlich eine Begriffsverwirrung in den angeführten Versen, denn der Zweifel ist eine Vorstufe des Erkennens, nicht jedoch eine Folge desselben. Wo die Erkenntnis waltet, da ist der Zweifel bereits eine überwundene Tatsache.

Die Erzählungen, mit denen delle Grazie die Literatur bereicherte, spielen in der Pußta, der melancholisch-endlosen Ebene ihres Heimatlandes, die sie liebt, wie nur Ungarn lieben können. „Ihr Bild," sagt sie, „war mit mir in und durch die Welt gegangen, wie die Erinnerung an die erste Liebe uns durchs Leben begleitet: strahlend, unvergeßlich — einzig! Ich hatte mittlerweile die Gipfel der Apenninen gesehen und die Wogen des Meeres donnern gehört, aber kein fremder Zauber konnte ihre Macht über mich verdunkeln, und ob ich mir nun die weite Ebene im bräutlichen Blütengewande des Frühlings oder im schillernden Purpur des Herbstes vor die

Digitized by Google

Seele träumte; ob ich sie vor mir liegen sah, im Sonnenbrande lechzend, von goldschuppigen Käfern und sammtenen Hummeln umschwirrt, und vom nickenden Schilfe mit eintönigem Geflüster in heiße Träume eingelullt, oder meine schwelgende Phantasie den Hermelin des Winters um ihren Riesenleib schlug und die blitzende Krystallfläche der gefrorenen Theiß mit dem Geflimmer der Sterne über ihr wetteifern ließ — war sie mir gleich einzig, gleich teuer geblieben und gleich gegenwärtig." Ihre bestrickende Schilderung der träumerisch in sich verlorenen, weit und unabsehbar sich dehnenden Haide und des sie durchziehenden altehrwürdigen Stromes ist voll Stimmung und Duft. Indem wir uns an ihr laben, sagen wir mit der Dichterin: „Freier hob sich meine Brust und begierig sog mein Auge in sich, was ringsum an Ursprünglichkeit, Frische und makelloser Schönheit ihm geboten ward — o solch ein Atemzug in unentweihter Natur! Er bläst das ganze Bildungspfuschwerk wie Staub von unserer Seele, sie weitet sich und dürstet, als hätte sie Poren! Solche Augenblicke sind Tau für die Sinne: sie offenbaren ihre Kelche wie Blumen und lassen sich fraglos erquicken." Ihr geistiger Tiefblick und die seltene Feinheit ihrer Beobachtung haben sich vereinigt, um

Digitized by Google

in den Erzählungen ein so plastisches, anschauliches Bild der ungarischen Volksseele zu entwerfen, daß wir in ihr wie in einem offenen Buche lesen können. Sie überströmen von dramatischem Leben, und vollends der „Rebell" (Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1893) atmet den Zauber der Unmittelbarkeit, denn die Dichterin läßt den Helden selbst zu uns sprechen. Die in ihrem vierzehnten Lebensjahre niedergeschriebene „Zigeunerin" (Wien, Konegen, 1885) zeugt von ungewöhnlicher Erfindungsgabe. Großartig ist aber nicht nur, was die Verfasserin erzählt, sondern auch, wie sie erzählt. Wie prächtig gezeichnet ist doch die leidenschaftliche, elementare Gewalt der Liebe der jungen, feurigen Zigeunerin zu dem leichtsinnigen und nur sinnlicher Gefühle fähigen Sohne eines ungarischen Dorfrichters, die einem Wildbache gleich, alle Schranken und Dämme niederreißt und überflutet und für sich das Amt der furchtbaren Nemesis in Anspruch nimmt! Das Schicksal nimmt nun seinen Lauf und es wirkt nicht nur erschütternd, sondern auch befreiend auf uns. Ein herrliches Genrebild ist der greise halberblindete Zigeuner Peti, in welchem die ganze schwermütige Poesie, die rührende Gemütstiefe und das ganze Weh des braunen Ahasver-Volkes verkörpert erscheint.

Digitized by Google

Der „Rebell" bildet einen bedeutsamen Markstein in dem Schaffen der Dichterin. Sie entpuppt sich uns hier zum erstenmal als Genie. Der Held der einen tieftragischen Konflikt in sich bergenden Erzählung, der Zigeuner Lajos, faßt eine tiefe Neigung zu Julczi, der Tochter einer Zigeunerin und eines Magnaten, er wird jedoch um seine Liebe betrogen; ein junger Edelmann hat es dem Mädchen angetan und dieses zieht den adeligen Wollüstling dem armen Musikanten und Landstreicher vor. In dem heißblütigen Naturmenschen steckt aber ein Lebensphilosoph, und darum überwindet er die Tragik seines Geschickes. In ihm lebt eine dunkle und dumpfe Ahnung dessen, was vor vielen Jahrtausenden im fernen Indien Buddha gelehrt. Die bewegliche Geschichte der ihn verzehrenden Sehnsucht nach Rache an dem Räuber seines Glückes und seiner Wandlung ist ein psychologisches Kabinetstück. Zehn volle Monate lechzt er nach dem Blute des Gutsherrn; da sieht er ihn eines Tages in heißer Frühlingszeit am Ufer der Theiß zwischen Schilf und Binsen liegen, den Kopf auf der Jagdtasche, die Flinte fünf Schritte von sich, in tiefen Schlaf versunken. Er legt sachte die Fiedel zur Erde und greift nach dem Gewehr: Ein leiser Druck und der Feind wäre tot. Der Schläfer erwacht,

Digitized by Google

setzt den Hut auf und erhebt sich. Da sieht er Lajos vor sich, das Gewehr zum Schuß bereit. Er wird bleich bis in die Lippen, seine Kniee schlottern, als hätte er das Donaufieber bekommen, und auf einmal reißt er den Hut herunter und grüßt Lajos devot. Diesem wird dabei zu Mute, als hätte er weit mehr erreicht, als jemals von ihm angestrebt worden war: „Da wurde mir so wohl, so wohl, denn nun wußt' ich, daß man seinem Feind noch Schlimmeres antun könne, als ihn ermorden, und daß meine Qual zu Ende war, weil ich den, der da vor mir stand, nicht mehr hassen konnte; wie ein Ekel kam's mir in die Kehle — ich spuckte aus gegen ihn, warf die Flinte ins Schilf zurück, nahm meine Fiedel und ging". Nachdem er dies erzählt, entwickelt der schlichte, ungebildete Zigeuner vor uns die Gedanken, daß die leidenschaftliche Liebe stets einen Funken Haß in sich schließt, aber auch der Haß immer einen Funken Liebe, da beide Gefühle darauf zurückzuführen sind, daß man den Gegenstand derselben für besser hält als sich selbst; daß, wie die Liebe, so der Haß nur in der Verachtung erstirbt, und daß dem Verachteten nichts übrig bleibt, als ein ohnmächtiges Hassen; daß es uns unglücklich macht, wenn wir andere für besser erachten

Digitized by Google

als uns selbst, daß wir uns aber beileibe nicht für besser halten dürfen als jene, wenn sie unsere Erwartungen täuschen, und trachten müssen, gegen sie gerecht zu sein, sie aus dem allgemeinen Drange der Menschennatur zu begreifen, wonach jeder, der lebt, nur sich will, und selbst wenn er meint, daß er ein anderes Wesen gerade so gerne hat; daß es eine Torheit ist, dem Pfosten zu grollen, an dem wir uns wund gestoßen, weil wir ihn nicht bemerkt haben; daß wir immer mit schuld sind an dem, was von anderen an uns verbrochen wird, und daß es eben darum Leiden gibt, die zwar kein Glück mehr in uns aufkommen lassen, aber nicht hindern, daß der heilige Friede in der Natur uns die Seligkeit des Kindes zufächelt, weil wir eben nichts mehr begehren, nichts mehr hoffen, gleichsam einen anderen Menschen angezogen haben, der mit der Vergangenheit nichts gemein hat. Es ist indes nicht abzusehen, wie das Gefühl der Verachtung überhaupt in uns platzgreifen kann, wenn wir diejenigen, welche wir für besser erachten als uns selbst, und darum lieben oder hassen, uns nicht hintansetzen dürfen, so sie hinter unseren Erwartungen zurückbleiben, weil wir um kein Haar breit besser, sondern zumeist noch schlechter sind als sie.

Digitized by Google

Und ein Mensch, in dem das Leid solche Blüten zeitigt, konnte ein Rebell sein? Keineswegs. Diesen Spitznamen legte ihm der Gutsherr, der ihn immer zuerst grüßte, in seiner ohnmächtigen Wut bei. Weil Lajos ihn verachtete, wurde er als Aufwiegler gebrandmarkt. Dies war die Strafe dafür, daß er es wagte, kein Herdenmensch zu sein, nicht andere für sich denken zu lassen, daß er die Vermessenheit besaß, sich nicht unter das caudinische Joch der gesellschaftlichen Lüge zu beugen.

Wie die alten Griechen nach einer Tragödie als heiteres Nachspiel ein Satirdrama aufzuführen pflegten, so folgt auf den „Rebell" die belustigende kleine Geschichte von dem Büffel „Bozi", die uns zum Bewußtsein bringt, daß nicht alles Gold ist, was glänzt. Die Dichterin leuchtet in das Getriebe einer abseits von der Heerstraße der Kultur gelegenen kleinen Welt, in welcher Christentum und Aberglaube neben einander das Szepter schwingen, sich ewig im Wege stehen und doch nicht von einander lassen können, hinein, sie gewährt uns einen Einblick in die scheinbare Idylle ihres Heimatsdorfes und läßt dabei förmliche Raketen ihres schlagfertigen Witzes, ihres liebenswürdigen Humors und ihrer schneidigen Satire aufsteigen.

Während sie die Geschichte des vierbeinigen Dorfschicksals zum Abschlusse

Digitized by Google

bringt, dringt an ihr Ohr die Kunde, daß ein Stück echter Romantik ihres Heimatlandes, das eiserne Tor bald der Vergangenheit angehören wird, und diese Nachricht stimmt sie zu der halb elegischen, halb hoffnungsfreudigen Apostrophe: „Also wird man auch deinen Felsgürtel lösen, du meine herrliche, stolz dahinrauschende Donau! Wird man auch deine ehernen Pforten sprengen und ihre krachenden Splitter in die Lüfte jagen, daß fernhin die epheuübersponnenen Felswände deiner Ufer erdröhnen und aufächzen werden wie gepeinigte Riesen! Wird die unbarmherzig glättende Hand des Zeitgeistes auch über deine, so trotzig-edlen Züge hinfahren, du mein berg- uud wäldergekröntes Heimatland; wird sich auch deine, bis jetzt so weltverborgene Jungfräulichkeit dem sieghaften Giganten Dampf vermählen müssen, der den Schoß der Natur durchpflügt, ob sie sich nun in einsame Alpenwüsten oder unter die gurgelnden Fluten der Ströme flüchtet! Ja, nicht lange mehr, und auch du bist gewesen! Ich werde dich nicht mehr als dieselbe sehen, meine prächtige Donau, die einst mein kindliches Auge entzückt, wenn ich vom Schiffskiel hinuntergelauscht dem Nixenreigen deiner weißschäumenden Wogen, die . . . . . ihre geheimnisvollen Lieder sangen — ruhig,

Digitized by Google

glatt und friedlich, wie es einem glücklichen Weibe geziemt, wirst du fürder dahinzieh'n, ohne jungfräulichen Trotz und kindlichen Mutwillen. Aber dein Schoß wird reicheren Segen wiegen, und deine Wasser sollen nun wirklich zur Silberbahn werden . . . So möge denn über diese neue Silberstraße der Kultur auch all das gleiten, was du, meine entlegene Heimat, bisher entbehrt und nur traumhaft geahnt in deinen, ach! noch allzu kindlichen Träumen und Vorstellungen von Gut und Böse, Recht und Unrecht und der ganzen, großen Welt da draußen!"

Der im „Rebell" ausgestreute Same schießt in delle Grazies reifstem und abgeklärtestem Werke, dem zweibändigen Epos „Robespierre" (Leipzig, 1894), an das sie die zehn schönsten Jahre ihrer Jugend gewendet hat, üppig in die Halme. Lajos büßt, wie wir gesehen, dafür, daß er mit den Wölfen nicht heulen will, den leidigen Gesellschaftstrust durchbricht, den zuckenden Nerv der Gemeinschaft zwischen sich und seinem herzlich unbedeutenden Milieu entzwei reißt. In dem Mikrokosmos der Pußta vollzieht sich an dem Zigeuner dasselbe Strafgericht, das in dem Makrokosmos der Weltgeschichte über diejenigen abgehalten wird, die in ihre Speichen eingreifen, ihr einen neuen Schwung und eine neue

Digitized by Google

Richtung geben wollen. Die Gesellschaft empfindet die Nähe dieser sich fühlenden Ichmenschen, die ihre Kreise stören, wie Gift und ihr Dasein wie einen fleischgewordenen Widerspruch, wie einen Frevel gegen ihr durch die Macht der Gewohnheit geheiligtes Schlaraffenleben, welches die ärgste Todsünde gegen den heiligen Geist ist. Sie vervehmt sie, sie haßt sie, wie das Leben den Tod haßt, drückt ihnen ein Brandmal auf und läßt sie nicht zur Ruhe kommen — im Namen des Rechtes des Stärkeren. Allein das Glück ist kugelrund, die Minorität wird zur Majorität und einmal an der Schüssel, will sie sie allein um jeden Preis auslöffeln und auskosten. Im Rausche der Macht hat sie vergessen, wie der Dornenkranz des Martyriums schmerzt. Das Mysterium der Gattung ruht nun einmal in der Lüge, und darum dreht sich die Weltgeschichte im Kreise. Sie ist ein Blutmeer, das ist das Bleibende in der Erscheinungen Flucht, nur die Physiognomien der Henker wechseln. Das lebendige Gewissen der von ihrem mächtigen Geiste umspannten Weltgeschichte, schreibt die Dichterin in dem Kolosseum zu Rom mit ehernem Griffel den die Philosophie derselben mit energischer Gedrängtheit herauskristallisierenden Prolog zu der Krone ihrer Schöpfungen, welche

Digitized by Google

uns wie die Tragödie der Menschheit im großen Stile anmutet. Er lautet:

Verschollener Geschlechter Asche stäubt
Um meinen Fuß. Vielleicht in dieser Blume,
Die schlank da sprießt aus längst zerborst'nem Stein
Fortleben die Atome eines Christen,
Der blutend sank auf der Arena Grund —
Im Glauben an ein and'res, höh'res Recht sank,
Als jenes war, das dort im Purpurkleid
Blasierter Gier und weltzerfleischender
Gewalt saß . . . Diese blassen, stummen Christen —
Wie immer wieder sie doch aufersteh'n,
Wenn unter and'rem Namen auch und Zeichen!
Märtyrer, die ihr Stigma rätselhaft
Forterben an die Gattung — die da streiten
Und bluten für ein Recht, das Unrecht noch
Für ihre Zeit ist, für sie selbst erst Glaube!
Dann siegen sie; zum Rechte wird ihr Glaube —
Und ward er Recht, dann setzt auch er sich breit
Im Purpurkleide weltzerfleischender
Gewalt in jene hallende Arena,
Die Weltgeschichte heißt, und blickt hinab
Mit hartem, lächelndem Cäsarenblick
Auf jene, die da leiden, die da fallen
Durch seine Macht, und kennt das Stigma nicht
Auf ihrer Stirn, weil von der eig'nen Stirne
Schon längst die Kron' es ihm hinweggebrannt!
. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .
Die Ihr im Namen des erworb'nen Recht's
Da herrscht und richtet und vor Eure Waffen
Das Elend fordert, wie vor ihre Bestien
Den neuen Gott einst die Cäsaren Roms —
Habt Acht! Schon füllt aufs Neu' sich die Arena,
Und die Gezeichneten steh'n unter Euch,

Digitized by Google

Gezeichnet, um zu siegen einst wie jene,
Die hier verblutet ....
Unter schweigenden
Ruinen dann erwacht Ihr, wie der Dichter!.

Eine erschütternde Geschichtsphilosophie, die alle Entwicklung, allen Fortschritt zu Schanden macht und im Grunde genommen zum Nihilismus, zur Verneinung des Willens zum Leben führt! Es gereicht uns nur zum Troste, daß delle Grazie gleichwohl nicht resigniert die Hände in den Schoß legt, sondern sich im Gegenteile — wohl im Hinblicke darauf, daß es einen, wenn auch nur hinkenden Fortschritt auf sittlichem Gebiete gibt — in das Kampfgetümmel mischt, sich mit ihrer starken, wuchtigen Persönlichkeit für die Armen und Beladenen einsetzt. Sie hat glücklicherweise ein Janusgesicht. In der Theorie stimmt sie prinzipiell mit der durch namenloses Unglück zum Herostratus gewordenen Lea überein, die da lehrt, daß die Pfade der Menschheit sich in Wahnwitz und Erkenntnis teilen, um im sumpfigen Moraste der Vergeblichkeit sich wieder zu treffen, daß jedes Schicksal zuletzt gemein wird, Propheten, Welterlöser, Heilande und Märtyrer von dem Schmutz und Weh der Gattung auch nicht ein Teilchen hinwegzuspülen vermochten, die unsere Ideale zu Götzen von unseres Fieberwahns Gnaden

Digitized by Google

stempelt und Gott von seinem Throne stürzt, ohne zu bedenken, wie unlogisch es ist, darum, weil der Urgrund, der letzte Schlüssel des Seins sich immerdar unserer Erkenntnis entziehen wird, ihm gegenüber das Wort: Ignorabimus gilt, Gott zu leugnen und an seine Stelle die Natur zu setzen. In der Praxis tut unsere unverbesserliche Skeptikerin es dagegen, ohne eine schwärmerische Jüngerin Rousseaus zu sein, Robespierre gleich, der seines Geistes freies Wollen, edles Ringen und kühnes, unbeschränktes Streben in den Dienst seines geknechteten Volkes stellte, aus seiner tierischen Gesunkenheit noch gerührt den kindlich frischen Pulsschlag seines Herzens vernahm, trotz seiner wüsten Taten auf seiner Stirne das Adelszeichen wahren Menschentums erkannte. Wie berückend schön läßt sie ihn doch in dem erhabenen Gesange: „Im Reich des Todes" sagen:

. . . . Ist es Verdienst, zu lieben,
Wo jungfräuliche Keuschheit hold uns lockt
Und tausend unentweihte Reize zum
Madonnenkult des Ideals uns zwingen?
Mit nichten: Selbstsucht ist's, die also liebt
Und solchen Göttern dienend, ohne Mühe
Ums Haupt der Sieger Glorienschein sich flicht.
Doch lieben, wo des Lasters Feuernarben
Ein Angesicht verwüsten, wo ein Sumpf
Sich über Denken und Empfinden breitet
Und Ekel uns're Sinne roh verletzt,

Digitized by Google

Die schmutz'ge Kruste deines Ich's, o Volk,
Nicht scheu'n, um das Erhabene an dir
Zu retten und in deinem Dienste stark
Und unentwegt zu leiden und zu kämpfen,
Sei meiner Liebe Ziel und Heldentum!
Und strebst du nicht auf halbem Pfade mir
Entgegen? Bist du nicht, aus deinen Lastern
Nach edler Würde ringend, größer als
Der reinste Schwärmer, der sich selbstgefällig
Und froh im Glanz der eig'nen Tugend sonnt?
Wie lieb' ich dich, verborg'ne Majestät
Im knecht'schen Kleid des Jammers!

Wie Lea, so hat auch unsere Dichterin das Kreuz Selbsterlösung durch Wunschlosigkeit gelehrt, allein ihre Wunschlosigkeit ist nur irdischer Art und eben darum hat sie ihren Genius beflügelt und zu wahrhaft, weil allgemein menschlichen poetischen Taten befeuert, die ihr die Unsterblichkeit verbürgen, ihr ein monumentum aere perennius errichtet haben. Der Ruf des Gottes in ihrer Brust hat sie erwählt und in den Riesenkampf für die Zukunft der Menschheit hinausgesendet.

So ist delle Grazie selbst ein lebendiger Beweis dafür, daß es einen Ausweg aus der von ihr geschauten Zukunft der Menschheit gibt. Sie ist die verkörperte Synthese des Herrenrechtes und der Liebe. Sie gibt von der Moral der Liebe so wenig auf, als von der Moral der hohen Kraft. Sie denkt nicht sich selbst, sondern fühlt und sieht in sich alles, was lebt, und bräutlich-

Digitized by Google

mystische Lust paart sie mit allem Seienden. Sie begegnet sich mit Nietzsche in dem starken, freien, adeligen Lebenswillen, aber sie will ihn nicht mit Selbstgenuß und Selbstherrlichkeit vermählt wissen. Das Recht des freien, „sonnenäugigen" Ichs darf sich nicht selbst gehören, es soll sozial werden, der Größe und dem Glücke des Volkes dienen.

In dieser Erkenntnis wird sie durch ihren naturwissenschaftlichen Standpunkt bestärkt, den sie in den „Mysterien der Menschheit" auseinandersetzt. Der zwölfte Gesang, in welchem sie den Mut hat, sich zu dem von Häckel auf die Spitze getriebenen Darwinismus zu bekennen, wirkt wie eine Beethovensche Sonate auf uns. Der an seinem Berufe irre gewordene Priester Fauchet, der die Aufnahme in den Bund der Illuminaten im Jakobinerkloster anstrebt, sieht die Welt im Lichte der Entwicklungslehre entstehen. Er hat eine Vision, die der Dichterin Gelegenheit gibt, den ganzen Zauber, den sie bei der Schilderung der kleinsten wie der größten Naturerscheinungen zu entfalten weiß, im Vereine mit ihrer Meisterschaft im Malen menschlicher Leidenschaften zur Geltung zu bringen. Der Schauende ist wie geblendet, und seine Erregung wächst, je reicher die Formen sich entwickeln, je großartiger die Wesen sich gestalten. Wie bange ihm aber

Digitized by Google

auch bei dem Erscheinen der furchtbaren Riesentiere der Atem stockt, so erreicht sein Entsetzen doch erst beim Anblicke einer menschenähnlichen Affenfamilie den höchsten Grad und er lehnt, ungleich einem Anastasius Grün, der die Scheu vor der Affenverwandtschaft persiflierend, mit seiner edlen Natürlichkeit ausrief: „Ich find' nicht, daß ich dem Affen eine Schande mach'!", mit Abscheu jede Gemeinschaft mit jener Affenfamilie ab. Er wird jedoch von seiner prometheischen Überhebung über die schaffende Natur dadurch gründlich geheilt, daß ihm in einer Reihe von Bildern, die ihm das Herz erstarren machen, der Crucifixus seiner Gattung vorgeführt wird. Er sieht sich mit einem Male nach dem alten Babylon versetzt. Wir stehen da vor einem wahren Prachtstücke realistischer Darstellungskunst. Die Dichterin zeichnet nur wenige Striche, und wir schauen Babels ungeschlachte, plumpe Bauwerke, seine eklen Götzen, seine schönen menschlichen Ungeheuer mit ihrem wahnwitzigen Aberglauben und ihrer übertierischen Grausamkeit. Fauchet findet indes Beruhigung darin, daß es Heiden gewesen, welche sich an solchen blutigen Orgien berauschten. Aber die Szene wechselt rasch, und beim Anblicke der Unglücklichen, die im Namen der Religion der Liebe gesteinigt und verbrannt

Digitized by Google

wurden, kann er sich des Gedankens nicht erwehren, daß Torquemada in der Geschichte nicht ausstirbt. Er wird mit jedem Gott geboren und hat noch jedem Gott der Welt gedient:

... Zu jeder Gottheit führt
Ein Blutpfad, doch zum Priestertum des Menschen
Ein sonniger, der sich Erbarmen nennt —
Nur wer sich schwach weiß, kann Erbarmen fühlen,
Nur wer Erbarmen atmet, kann verzeih'n —
Natur hat mühsam uns, doch frei geschaffen,
Erst uns're Götter schufen — uns're Schuld.

Lehren denn aber das geläuterte Judentum der Propheten und das Christentum Christi, das von dem Christentum der Kirche wohl zu unterscheiden ist, nicht Liebe, Erbarmen, Demut? Lehren sie nicht die Gleichheit und Brüderlichkeit aller Menschen, indem sie ihr Gebäude durch die holde Botschaft: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst" krönen? Ist in ihnen für den Dünkel Raum? Die edelste Blüte der monotheistischen Religionen ist das Menschentum, die Humanität. Nicht sie sind schuld daran, daß in maiorem Dei gloriam Blut geflossen ist, sondern ihre falschen Propheten, welche die Religion als Mittel zu selbstsüchtigen, weltlichen Zwecken mißbrauchen. Zu dem einig-einzigen Gotte führt nur dann ein Blutpfad, wenn er mißverstanden oder absichtlich entstellt und verzerrt wird. Goethe hat das Ergebnis seiner

Digitized by Google

sittlichen und geschichtlichen Einsicht in den Worten zusammengefaßt: „Mag die geistige Kultur nur immer fortschreiten, der menschliche Geist sich erweitern, wie er will; über die Hoheit und sittliche Kultur des Christentums, wie es in den Evangelien schimmert und leuchtet, wird er nicht hinauskommen."

Ein modernes Epos nennt delle Grazie ihre nach Maßgabe des Vorwurfes wie der Behandlung desselben gigantische Dichtung, und dies mit vollem Rechte. Sie symbolisiert in ihr den Kampf der unsere Zeit bewegenden sozialen und philosophischen Ideen. Das ganze Rüstzeug der Modernen steht ihr zu Gebote. Sie läßt die Masse wie einen einzigen Menschen sprechen, klagen, stöhnen, toben, jauchzen, hassen und wüten. Sie leiht der maß- und zügellosen Brutalität des allen niedrigen Instinkten folgenden Pöbels ebenso realistische Worte, wie dem herzzerreißenden Jammer, der Steine erweichenden Not der misera contribuens plebs. Unvergleichliche Töne findet sie für dieselbe in den Volksliedern, die in „Saint Antoine" gesungen werden. Wir hören wirkliche Menschen reden. Es ist großartig, wie sie zu individualisieren versteht, wie sprechend und packend sie uns die Helden der Revolution, ob edelsinnig oder erbärmlich, und die einzelnen Volkstypen vorführt, wie scharf und prägnant sie sie meißelt. Sie

Digitized by Google

erheben sich aus ihren Gräbern und wandeln kräftigen Schrittes als auferweckte Tote einher. Delle Grazie lebt sich eben in sie hinein, sie durchlebt sie, sie taucht in den Abgrund, die Tiefe ihrer Seele hinab, sie tastet den leisesten und feinsten Regungen derselben mit den Fingerspitzen nach, sie kennt jede Falte ihres Herzens. Sie besitzt mit einem Worte die echt moderne Schattierungskunst in der Seelenmalerei im höchsten Grade. Demgemäß spricht aus ihr ein origineller Denker zu uns, der die Weltgeschichte zur Seelengeschichte vertieft und so erst recht zur Geschichte der Menschheit erhebt! Was sie schreibt, atmet Leben; sie bannt uns in den Zauber der Wirklichkeit, sie verwandelt die Vergangenheit in unmittelbare Gegenwart. Wir hängen mit Spannung an ihren Lippen, denn, was sie zeichnet, ist nicht der Abglanz des weltumstürzenden Dramas, sondern dieses selbst, wie es sich in großen Zügen leibhaftig abgespielt hat, konzentriert in seinen Motiven und Triebfedern und treibenden Kräften. In diesem gewaltigen Epos ist glänzend erfüllt, wessen sie sich in dem Gedichte „Weltanschauung" rühmt; sie wetteifert mit der Natur. Sie legt das Innenleben ihrer Gestalten wie mit einem Scalpell bloß und weiht uns in das heimliche Geflüster des Genius loci ein, als ob

Digitized by Google

sie die Spuren desselben an Ort und Stelle verfolgt hätte. Und doch ist sie nie in Paris gewesen! Über eine solche geniale Intuition verfügt sie. Sie weiß die überraschendsten Effekte zu erzielen und unseren Nerven tüchtig zuzusetzen, und dies um so mehr, als sie ihnen von Zeit zu Zeit Ruhe gönnt, mit dem Grellen ökonomisch zu Werke geht, Szenen von wunderbarer idealer Schönheit einflicht. Sie ist so modern, daß sie unseren Modernen zum Vorbilde dienen könnte.

Solch ein herrliches Bild bietet uns der vierte Gesang. Der schon genannte Claude Fauchet, Prediger von Saint Roche, ist ein echter Sohn seines Volkes; er begreift im Gegensatze zu seinen Berufsgenossen den Geist seiner im Donnerrhythmus einherschreitenden Zeit, den Aufflug der französischen Volksseele und ist darum ein verständnisinniger Jünger Christi. Er erinnert uns auf der Kanzel an die alttestamentlichen Propheten, deren Stil der Stil der Weltgeschichte ist. Er verkündet seinem Volke, daß es von dieser Stelle so oft betrogen und in den Staub getreten wurde, daß ihm selbst sein letzter, ärmster Zufluchtsort, die Kirche, zum Kerker und sein Gott zum rohen, unbarmherzigen Quäler ward,

Digitized by Google

„Deß Priester wie Tyrannen dich geknechtet
Und wie Despoten mit dem Heiligsten,
Dem Kreuze, dich geschlagen und mißhandelt!"

Er legt ihm dar, daß die Diener des Herrn ihn, voll Gier, sich mit den Satten an den Freudentisch des Lebens zu setzen, heuchlerisch zum Büttel ihrer Herrscher machten, ihn an die Mächtigen dieser Welt verrieten und verkauften, die Vampyren gleich dem Volke das Blut aussogen, um ihren mannigfachen Lüsten zu fröhnen. Die heilige Entrüstung läßt in ihm die Erinnerung an die fluchbeladene Bastille aufsteigen, wo der Trotz der Kühnen, Widerspenstigen, Steifnackigen durch die raffinierteste Barbarei gebrochen wurde,

„Wo ekle Dünste ihre Wangen bleichten,
Die Ratten konzertierten und ihr Aug'
Im styg'schen Dunkel blind und glanzlos ward.
Vernahmt Ihr nichts von jenen grausen Räumen,
Darin das Elend und der Wahnsinn thront?
Die wilde, tierisch rasende Verzweiflung
Sich selbst zerfleischt, der blasse Hunger heult,
Und toller Grimm die schrecklichsten der Flüche
Mit Blut und Tränen an die Wände schreibt?"

Die Machthaber nennen das voll Rachesehnsucht sich aufbäumende Volk Empörer, aber der begeisterte und begeisternde Priester ruft ihm im Namen des Erlösers und seines Evangeliums zu, es möge auf diesen Namen stolz sein und sich seiner

Digitized by Google

würdig zeigen; auch Christus sei von der rohen Tyrannei ans Kreuz geschlagen worden, auch Paulus sei zu ihren Füßen gestorben, und die Heiligen allesamt seien seinerzeit als Empörer gebrandmarkt worden. Doch die Zeiten ändern sich und mit ihnen auch die Menschen: Die Menschheit habe den Empörern Recht gegeben und an die Stelle grinsender Idole die schönen, goldenen Ideale gesetzt. Und zum Schlusse apostrophiert der mit der Geschichte gleichen Schritt haltende Prediger seine Zuhörer, dem Banner der Wahrheit, Liebe und Gerechtigkeit, das den Sieg an sich fesselt, treu zu bleiben. Nachdem die Kirche sich entvölkert, nimmt er von dem Altar und seinem stummen, kreuzerhöhten Gotte Abschied. Er streift den Geistlichen von sich ab, um ganz ein Mensch zu sein, dem nach Befreiung ringenden Genius der Menschheit alle seine Kräfte zu weihen. Der Sonnenball des Lebens zieht ihn an, zu ihm drängt es ihn, dem hehren Titanen, der uns Licht spendet. Delle Grazie verkündet ein neues Evangelium, sie gibt der Menschheit einen neuen Erlöser oder, besser gesagt, sie gibt dem Heiland den ihm ursprünglich, von Haus aus zukommenden ideal-menschlichen Gehalt wieder, sie läßt ihn aus der Starrheit des Dogmas zu warmem, pulsie-

Digitized by Google

rendem, werktätigem Leben auferstehen, indem sie Fauchet die von Menschen- oder, was im Grunde dasselbe ist, von Freiheitsliebe überquellenden Worte in den Mund legt:

. . . . . O Christus, Herr und Held,
Auch Du warst Mensch! Auch Deine Arme spannten
Voll Inbrunst sich nach den Gequälten aus —
Und wenn auch sklav'sche Seelen Dich zum Götzen
Erniedriget, in Gold Dich eingesargt
Und Weihrauch statt Begeist'rung Dir gespendet —
Wie ein Orkan der Kraft und Liebe weht
Dein Odem durch die ganze Weltgeschichte
Aus jeder freien, großen Menschentat
Und so auch aus der Sehnsucht uns'rer Tage!
Dein Leib ist tot, doch Deine Liebe lebt
Und wird mit jedem neuen Menschenfrühling
Verklärt und sonnenäugig aufersteh'n!
Gekreuzigter, den ich verehre — wie
Von einem hehren Freunde wend' ich mich
Von Dir zum letztenmal nach jenem Götzen,
Dem einst der schwärmerische Jüngling sich
Verlobt, und so begeistert dieser Jüngling
Nach seinem Priesterkleid einst griff, so reulos
Und kalt legt nun der Mann es hier von sich!
Nimm hin, nimm hin, was eh'mals mich verblendet,
Nimm hin Dein weihrauchqualmendes Gewand,
Erstarrter Gott, nicht Leichen will ich huld'gen,
Das Leben weihe mich zum Priesterdienst
Der Menschheit und das Licht zu ihrem Kämpfer!

Sphärenharmonie dringt aus dem zwanzigsten Gesange: „Die Girondisten" an unser Ohr. In der Frauengalerie der Dichterin nimmt Manon Roland, die Seele der Gironde,

Digitized by Google

einen ersten Platz ein. Wehmütig gedenkt sie ihrer Pläne, welche die Jakobiner brutal durchkreuzten, und mannesmutig harrt sie der Schergen der Kommune, die sie mit ihren blutigen Mörderhänden in den Kerker schleppen werden; denn sie fürchtet nur den Tod der hehren Idee, für die ihr Herz mächtig schlägt. Da tritt der Genosse Buzot, dem sie ihre Liebe geweiht, ins Gemach und preßt sie leidenschaftlich an sich. An der Schwelle des Todes bewegt ihn nur mehr der eine Wunsch, das herrliche Weib sein zu nennen. Aber sie entwindet sich stark seinen Armen, achtet seiner ungestümen Bitten nicht, und nachdem sie ihm leise und verschämt gestanden, daß sie sich wachend und träumend nach seiner heißen Umarmung gesehnt, erinnert sie ihn daran, wie sie aus dem gleichen Quell der Begeisterung getrunken, gemeinsam für den Sieg der wahren Freiheit, die sie in der Geistesaristokratie beschlossen wähnen, gestritten haben, und sie fährt fort:

Der Held nicht, den ich lieb', sprach heut' zu mir:
Der Unterleg'ne nur, der bitter ward
Am Sieg der Niedertracht und seinen Gott nun
Beleid'gen will, wie seine Fetische
Der Heide, weil er einmal ihn verließ!
Weh' ihm, weh' mir, fiel' ich mit diesem Trunk'nen,
Schlief' ich am Herzen dieses Frevlers ein,
Um schamrot an der Seite meines Richters

Digitized by Google

Dann zu erwachen . . . und erwachen wird
Buzot! Und blieb sein Mund auch stumm, sein Auge
Früg' täglich: „Wo sind uns're Schwingen, Weib?"

Diese Worte zünden, Buzot wird wieder er selbst, er meistert die erdwärts lastende Liebe, sinkt, an Leib und Seele erschüttert, vor dem hoheitsvollen Weibe, durch das ihm Heil widerfahren, nieder und netzt ihr Gewand mit seinen Tränen. Sie beugt tief das Haupt zu ihm herab, daß ihre Locken weich sein Antlitz streifen; ihr Herz widerhallt von seinem Schluchzen und doch fühlt sie sich so leicht und frei. Mit philosophischer Ruhe fordert sie den Geliebten im Hinblicke darauf, daß nur derjenige besiegt ist, welcher an sich selbst nicht glaubt, auf, zu fliehen, um den Glauben an die Zukunft und Freiheit Frankreichs zu retten. Ihr außerordentlich entwickeltes, ehernes Pflichtgefühl teilt sich ihm mit, und er fügt sich ihrem Gebote, so schwer es ihm auch fällt, sich von seinem guten Engel zu trennen, ihn allein in den Tod gehen zu lassen.

Wie entsetzliches Geschick adelt, zeigt die Dichterin in überwältigender Weise an Marie Antoinette, dem unglückseligen Opfer der Politik. In wenigen, aber umso beredteren Worten schildert sie, wie die mater dolorosa auch zur uxor dolorosa wird, wie

Digitized by Google

der König die stolze Gattin, die ihn oft höhnend verletzt und in Gedanken verraten, weil ihn das quälende Bewußtsein der himmelschreienden Schuld seiner fluchbeladenen Vorfahren entmannte, im Leid zu sich herabzwingt, wie die Königin sich in das Weib verwandelt, zu des Dulders Füßen die Sprache einer spät erwachten Liebe schluchzt. So hat der Tod für ihn etwas Versöhnendes, indem er ihm die Geliebte schenkt, die das Leben ihm versagte. Die Nähe des Todes macht aber auch aus dem Schwächling einen Helden. Bevor sich Ludwig von den Seinen für immer verabschiedet, nimmt er seinem Söhnchen das Gelöbnis ab, den Feinden zu vergeben, ihrer Taten zu vergessen, wenn die göttliche Gnade ihn je auf Frankreichs Thron erheben sollte, ja noch mehr, für sie zu beten, so oft er Gott anrufe.

Im „Salon Roland" begegnen wir unter anderen Rouget de Lisle. Während die Trompeten der Heerschar Lafayettes hoffnungsfroh und siegesstolz allmählich zum jauchzenden Geschmetter anschwellen und Jakobiner und Girondisten, ihres Streites vergessend, sich in die Arme fallen, rüttelt der große Moment den Jüngling mit dem schwärmerisch verlorenen Blick mit einem Male wie aus einem Traume empor, und der Geist der Propheten kommt über ihn:

Digitized by Google

. . . An's Spinett der Hausfrau stürzend,
Durchwühlt er mit den kund'gen Fingern wirr
Die Tasten, und sein Aug' beginnt zu glühen,
Und in den mächt'gen Sturm von Tönen, der
Hervorbraust unter seinen Händen, wie
Ein Schöpferodem, mischt sich seine Stimme,
Die jugendlich aufjauchzende, und Worte,
Erst stammelnd, irr hervorgestoßen, wie
Brandfunken seiner Seele, dann gemach
Sich lösend und dem hehren Donnerrhythmus
Der Melodie sich paarend. . . . Zukehrt jäh'
Verstummend sich die ganze Schar der Gäste
Dem Singenden; allein er merkt es nicht,
Mit fortgerissen von dem Gott, der sich
In ihm geoffenbart und ihm die Seele
Erschüttert, daß er sie hinströmen fühlt
Und mystisch übergleiten in die Worte
Des Lied's, wie warmes Blut . . .

Nur ein Genie kann das gottbegeisterte Schaffen des Dichterkomponisten der freiheitstrunkenen Marseillaise so schildern. Auch in delle Grazie wohnt ein solches Daimonion, das sie mit sich fortreißt, daß sie sich wie ein Werkzeug desselben fühlt und sich jedes Verdienst an ihren Schöpfungen abspricht. Ungesucht, jäh, unversehens tauchen diese aus der dunkeln Tiefe ihrer Seele, aus dem Unbewußtsein auf; die Vorstellungen vergesellschaften sich nicht nach festen, vorbedachten Grundsätzen, sie schießen vielmehr nach ihren Wahlverwandtschaften zusammen. Wie im Traume zieht die Dichterin ihre Kreise, intuitiv entdeckt sie in der Mannig-

Digitized by Google

faltigkeit die Einheit, unter den verwickeltesten Bedingungen Übereinstimmungen, unter den fremdartigsten, ja sogar widerstreitendsten Hüllen gemeinsame Grundverhältnisse. Ihre Gebilde springen auf einmal wie Pallas Athene in voller Rüstung aus dem Kopfe, sie sind im prägnanten Sinne des Wortes Einfälle, denen alsdann wie im Nachhall die Apperzeption folgt. Delle Grazie läßt sich in ihrer im „Literarischen Echo" (April 1901) befindlichen kurzen Autobiographie über das Geheimnis ihres Schaffens also vernehmen: „Die meisten meiner Schöpfungen sind nach kurzen Stimmungswehen immer fast fertig vor mein Bewußtsein getreten, oft mit einer Plötzlichkeit und in einer Abgeschlossenheit der Komposition, daß ich von einer Konzeption eigentlich nur in den wenigsten Fällen reden kann. Einige habe ich direkt im Traume empfangen und dabei so klar und intensiv bis auf die letzten Details gesehen und durchgefühlt, daß der Tätigkeit meiner wachen Sinne daran eigentlich nur mehr ein mechanisches Verdienst zufällt. Wie ein guter Maler wohl im stande sein wird, ein Bild, das ihn entzückt, in der Erinnerung nachzuzeichnen, ein Musiker, eine einmal gehörte Melodie in Noten festzuhalten..... Das Eigentlichste am Wesen meiner Kunst ist also mir selbst

Digitized by Google

rätselhaft. Es gehört dunklen und elementaren Mächten an, von denen als Werkzeug benützt zu werden oft eine Seligkeit ist, meist eine Qual und ganz gewiß nie ein Verdienst."

Doch es ist Zeit, daß wir uns dem Titelhelden zuwenden. Es war vielleicht die schwierigste Aufgabe des ganzen Werkes, diesen wunderlichen Mann künstlerisch so zu verwerten, daß er als der erscheint, der er tatsächlich war, und schließlich doch Interesse einflößt. Aus einem ganz andern Teig geknetet als der Epikureer Danton, der sich weiter als Rechtsverkuppler gefallen hätte, wenn ihn das Geschäft nur reichlich ernährt hätte, gab Robespierre die Juristerei auf, weil er nicht zum Verbrecher an dem Geiste des Rechtes werden, nicht einem Rechte dienen mochte, das schweres Unrecht wird, indem es zur Form erstarrt. So kehrt er aus Überzeugung den grauen Aktenstößen den Rücken und folgt mit Vergnügen dem Rufe der Wähler von Arras, die ihn vertrauensvoll zur Assemblée entsenden. Er gelobt sich, nicht zu rasten und zu rosten, bevor er den von der Tyrannei vergrabenen Schatz der Menschenrechte gehoben, und er geht ernst in seiner Mission auf, ohne zu posieren und zu bramarbasieren. Aber er ist ein Schwärmer, ein Nachtwandler, ein Ideolog, der sich seine Volksbeglückungs-

Digitized by Google

theorien a priori konstruiert, darüber, daß er mit Vorliebe in den heiteren Regionen, wo die reinen Formen wohnen, weilt, den Zusammenhang mit dem Leben verliert. Er ist ein Zukunftsdogmatiker, der sich sagt:

> . . . Wie ich des Aufruhrs Bild
> Im Geiste trage, muß er sich gestalten,
> Ich fühl's!

Was kümmert er sich darum, daß die phrygische Mütze ein trauriges Symbol der Freiheit ist, daß nur der die Freiheit verdient, der sich selbst zu beherrschen im stande ist, nur der von ihr den rechten Gebrauch machen kann, der sich zur inneren Freiheit emporgerungen, dessen Geist sich abgeklärt hat, der sich über sein Tun und Treiben Rechenschaft abzulegen vermag? Was fragt er darnach, daß Bildung und Selbstzucht die Grundlagen der Freiheit sind, diese ohne jene in Anarchie ausartet, sich prostituiert, wie eine Straßendirne mit Strolchen und Meuchelmördern sich vergnügt? Was ficht es den Romantiker der Freiheit an, daß dem höchsten Glücke der Erdenkinder, der freien Entfaltung der Persönlichkeit die Wurzel abgegraben wird, wenn an die Stelle der Majestät der Legitimität die Herrschaft aller, die Ochlokratie tritt, die bestehende Gesellschaftsordnung durch eine solche abgelöst wird, welche die Menschen nivelliert, indem sie

Digitized by Google

ihnen das gleiche Recht auf physische Arbeit im Schweiße ihres Angesichtes einräumt? Robespierre hält, da er so recht nach Utopistenart nur in der Anschauung seines Zieles schwelgt und nicht aus Eigenem dazu kommt, über den zu ihm führenden Weg nachzudenken, an seinem Idole fest und verehrt es wie einen Götzen, obwohl er die rachebrünstige Masse bei ihrer Raubtierarbeit gesehen und der seine skeptischen Anwandlungen darstellenden Lea die Antwort auf ihren Einwand:

„Aber sieh', schon hebt
Der Skorpion der Schuld den gift'gen Stachel,
Schon dampft's von Blut und Tränen um sie her,
Die ew'ge Bestie Selbstsucht wird lebendig
Und schreit in jeder Brust nach ihrem Teil
Und schielt bei jeder Tat nach ihrem Lohne,
Ein Wall von Schuld und Leid türmt sich empor
Und aus dem Blut, das jenen Idealen
Geflossen, taucht, vielleicht in anderer Form,
Das alte Elend auf — das heißt Geschichte!"

schuldig bleibt. Und er scheut nicht davor zurück, seinem Traume Odem einzuhauchen. Es ist eine Ironie der Geschichte, daß der die Tyrannei aufs äußerste bekämpfende Robespierre selbst zum Tyrannen wird, daß der milde, sanfte, weichherzige Mann, der kein Blut sehen konnte, heiße Tränen vergoß, wenn ein Vogel getötet wurde, daß der Taubenpfleger und enragierte Gegner der

Digitized by Google

Todesstrafe zunächst feile und blutdampflechzende Kreaturen, wie Danton, Marat, Jourdan, Rossignol e tutti quanti, „Heloten-arbeit" verrichten, dann selbst Hinrichtungen über Hinrichtungen vollziehen läßt, mit der Guillotine Freundschaft schließt, Paris mit Strömen von Blut düngt. Freilich kann er sich nicht leicht dazu entschließen. Ein schwerer, gewaltiger Seelenkampf, den wir mit verhaltenem Atem verfolgen, geht dieser Wandlung voraus. Sein Gefährte Saint-Just hat sie allerdings vorausgesehen; er kennt die Achillesferse des Freundes und dessen damals fast einzig dastehende Unbestechlichkeit zu gut, als daß er sich nicht triumphierend hätte sagen sollen:

Wer fert'ge Bilder sieht, will sie gestalten,
Und Robespierre wird's thun, trotz — Robespierre.

Robespierre feiert keine viehischen Bacchanalien, er sieht in den dem Tode Geweihten nur Ideen, nicht Menschen und darum unterscheidet er sich von den Cynikern der Gewalt, von einem Danton dadurch, daß er keine Reue empfindet, sich von keiner Schuld bedrückt fühlt. Die Hekatomben, die er seinem Phantom geschlachtet, entnerven ihn nicht, sie verzehren ihm nicht heimtückisch Kraft und Mut; die blutigen Schatten seiner Opfer nicken ihm vielmehr

Digitized by Google

zu und neigen sich vor ihm und seinem Werke, und was dem Bekämpften verweigert worden, zahlen sie staunend mit Zinsen dem Triumphierenden zurück. Die Blutschuld, die er auf sich geladen, ist ihm ein gottgewolltes Werk, denn Gott grub uns die ewigen Gesetze des Rechtes und der Freiheit ins Herz und er lieh uns die Kraft, die Tyrannen zu vernichten, die sie entstellen. So vergöttlicht er seine Schuld. Das Volk wird indes endlich der Tyrannenriecherei, die ihm überdies das heiß ersehnte Brot nicht bringt, überdrüssig, und den Propheten des Être supreme ereilt bald, nachdem er es dem Volke gegeben, sein Geschick. Während im Konvente das unheilschwangere Gewitter sich über seinem Haupte entladet, überfällt ihn der Wahnsinn einer Angst, die sich aber beileibe nicht an das Leben klammert, sondern nur an den Idealstaat, der dieses Lebens Inhalt und Schicksal war. Er sühnt seine tragische Schuld nicht nur durch den Tod, sondern, was ihn noch weit härter trifft, durch das schmerzliche Erkennen, daß er umsonst gelebt, umsonst ein Meer von Blut vergossen, daß er das Meer des Elends zurückläßt, wie er es vorfand, und hinter ihm die Macht der lüsternen Gourmands des Mordes. Es ergreift uns ein gewaltiges Mitleid mit dem selbstlosen Egoisten, dem erst seine

Digitized by Google

Verurteilung die Augen darüber öffnet, daß der einseitige Individualismus der Entwicklung der Natur machtlos gegenübersteht.

Les extremes se touchent! Unwillkürlich müssen wir daran denken, wenn wir die seltsamen Dioskuren Robespierre und Saint-Just betrachten. Die Schöpfung gibt uns in Saint-Just ein Rätsel auf. Er ist von schmächtiger Gestalt, seine Formen sind weich, seine Hände schlank, frauenhaft-geschmeidig, seine Lippen zart, fein geschwungen, seine Augen verschleiert, seine Blicke traumumfangen, und dabei ist er von ausgesuchter, raffinierter Grausamkeit. Bei ihrer ersten Begegnung nach langer Trennung erinnert er den Freund an den Sperling,

„Den ich mit kalter, unbarmherz'ger Hand
Zerteilt, am Anblick seines warmen Blutes
Mich wunderlich ergötzend. Unmutvoll
Und zorngerötet tratst du vor mich hin
Und schmähtest mich und weintest heiße Tränen
Und starrtest lang den kleinen Leichnam an.
Dein Groll betrübte mich; du warst mir lieb,
Und staunend hing ich oft an deinem Munde,
Der so beredt von allem Großen sprach.
Allein des Vögleins Blut, es hatte mich
Halb toll gemacht: Vor meinen Augen flirrte
Es purpurn, und die Gier, den kleinen Leib
Noch einmal zuckend unter meinen Händen
Zu fühlen, wuchs zur blinden Raserei.
Und — nun, du weißt es ja, ich tat es wieder
Und immer wieder, bis wir uns entzweit!"

Digitized by Google

Und so hat er es auch weiter gehalten. Er bleibt aber dabei nicht stehen, er macht vielmehr erhebliche Fortschritte; an die Stelle der Vögel rücken Menschen vor. Er ist der erste Priester des Aufruhrs, der nach Blut dürstet, und er hetzt durch den schwülen Gifthauch seiner Worte einen Savoyarden in den Märtyrertod hinein, um die Rachgier der Menge bis zum tollsten Wahnwitz aufzustacheln. Dem an des Lebens rotem Quell sich begeilenden Saint-Just ist nichts unantastbar, er verachtet die Menschen, er glaubt nicht an sich, er ist ein vollendeter Skeptiker. Nur einen Lichtpunkt gibt es in seinem frostigen Dasein, das ihm sonst zum Ekel werden würde, — die unbegrenzte Verehrung Robespierres. An ihm hängt er mit schwärmerischer Begeisterung, ihm flammt sein Herz in heißer Liebe entgegen, weil er in ihm allein einen fleckenlosen, überzeugungstreuen Mann, einen Mann von strenger, unerbittlicher, herber Wahrheitsliebe erkannt hat. Daß er die ihn bewegenden Gedanken um ihrer selbst willen hegt und pflegt, daß sie ihm den Sinn ganz ausfüllen, daß er kein Streber ist, imponiert dem Zweifler. Er bringt Robespierres Idealen schon darum, weil sie auf diesem Grund und Boden entsprossen sind, ein mit Neugierde gepaartes Interesse entgegen, er

Digitized by Google

denkt aber auch mit wollüstigem Behagen an die zuckenden Opfer, die ihre Verwirklichung im Gefolge haben wird. Diese Perversität macht ihn zum bösen Genius des gutmütigen, mitleidigen, beim Gedanken an Blut schwindelnden Robespierre. Er wird nicht müde, ihm vorzustellen, daß Beschlüsse Gegner nicht umbringen, daß Männer der Tat kein Blut scheuen dürfen, daß die Blätter der Weltgeschichte mit Purpursaft beschrieben sind. Kalt, fühllos, unerbittlich erklärt er dem sich mit Händen und Füßen gegen das Blutvergießen sträubenden Genossen, als säße er über ihn zu Gericht, als hätte die Weltgeschichte ihn zu ihrem Anwalt erkoren:

Ein Mann, der seinen Anker in die Zukunft
Geworfen, muß sich selbst entflieh'n! Laß fallen,
Was faul an deiner Zeit, um künftige
Geschlechter doppelt heiß ans Herz zu drücken!
. . . . . .
. . . . . .
. . . . Auch die Geschichte,
Nicht nur das Weib, gebärt mit blut'gem Schoß,
Und Beiden dankt die Gattung ihre Zukunft!

Indem er Robespierre immer und immer wieder suggeriert, daß derjenige, welcher über seine Zeit, ihr Recht und ihre Form hinausstrebt, mehr fordert, als unblutig sich erfüllen kann, zieht er den Widerstrebenden langsam, aber sicher in sein Netz. Dieser

Digitized by Google

läßt es sich gefallen, daß er ihm als sein Auge dient, und damit ist sein Schicksal besiegelt. Durch den „Ganymed des Mords" ist Robespierre ein Bild ohne Gnade geworden.

Den schärfsten Gegensatz zu Robespierre bildet Danton. Jener ein starrer Idealist, dieser ein mit dem Verrat buhlender Genußmensch, der „Mirabeau der Straße", wie die Dichterin ihn bündig charakterisiert; jener ein blutarmer Asket des Gedankens, dieser, worauf schon seine hünenhafte Erscheinung hinweist, ganz Wille, Energie, Muskel und Urgewalt. So massig und ungestüm steht er da mit seinem Stierhaupt und seiner tatenzeugenden Löwenstimme, ein Bild des Aufruhrs selbst,

„. . . . daß Luft und freien Atem
Verliert, wer um ihn ist, und seiner Kraft
Anheimfällt, wie ein Meteor der Sonne".

Robespierre macht hiervon keine Ausnahme. Auch er erliegt seinem Banne. Geheimer Neid ob seiner cyklopischen Glieder stiehlt sich in seine Seele; er haßt und fürchtet den Mann, der die Revolution auf seinen breiten Schultern trägt, dem die Natur das stolze Riesenmaß gewaltiger Tribunen verliehen, den sie zum Liebling der Straße und Halle prädestiniert hat. Doch es schlägt die Stunde, wo Dantons Zauber

Digitized by Google

schwindet. Nachdem er seinem fürchterlichen, blindwütigen Wollen Luft gemacht, unter des Königs Anhängern ein schreckliches Blutbad angerichtet, verfällt er der Nemesis. Er knickt zusammen und wird ein Zerrbild seiner selbst. Die Erinnyen heften sich an seine Fersen und geben ihn nicht mehr frei. Die Reue legt seine Kräfte lahm; eben noch wie ein feuerspeiender Berg Tod und Verderben um sich her verbreitend, gleicht er plötzlich einem ausgebrannten Krater. Er trägt jedem sichtbar das Kainszeichen zur Schau. Grausig schön ist die jähe Veränderung, die mit ihm vor sich geht, beschrieben.

Wie tief er die begangenen Greuel bereut, erhellt daraus, daß er die Gironde, obwohl sie ihn von sich gestoßen, da er, ein Reugequälter, sie umwarb, aufs wärmste verteidigt. Er droht Marat:

. . . . . Weh' dir, weh' jenem,
Weh' allen, tritt nicht frei, tritt heil sie nicht
Aus dem Konvent, wie's Männern ziemt, die ihre
Arbeit getan, in Ehren und im Licht
Des Tag's, vor aller Welt! Verlassen nur
Soll sie die Stätte, die mit ihr zu teilen
Danton nicht rein genug! Hinwerfen nur
Ihr Cherubschwert, daß ungefährdet weiter
Er mit den andern Schurken des Konvents
Sich bläh'! Doch heilig sei ihr Haupt uns! Dir,
Mir, all den andern gottverfluchten Würgern,
Die sie ausstoßen müssen, wie die Nacht
Das Licht ausstößt, der Sumpf die Quelle, die ihn

Digitized by Google

Durchrieselt, ohne Sumpf zu werden — Teufel,
Aussätziges Gewürm, verstehst du mich?
Nun geh' und sag's und weh' euch, käm' es anders!

Und er läßt der Drohung die Tat folgen. Er ermannt sich noch einmal zu der alten dämonischen Stärke, allein der Pöbel, in dem er die Hyäne entfesselte, hört nicht mehr auf ihn, er jauchzt dem Jahrmarktschreier Hanriot zu. Das ist eben der Fluch der bösen Tat, daß sie fortzeugend Böses muß gebären. Danton kann das Rad, das er ins Rollen gebracht, nicht aufhalten, die Geister, die er aus der Hölle heraufbeschworen, nicht dahin zurückbannen. Das Schicksal der unglückseligen Girondisten geht ihm sehr nahe, es erpreßt dem Ohnmächtigen bittere Tränen, und er schämt sich nicht, vor Robespierre diese seine Schwäche einzugestehen. In dieser Zerknirschung offenbart sich seine Läuterung. Der schluchzende, gebrochene Danton überragt den mächtigen, von überschüssiger Kraft strotzenden Danton himmelhoch. Er stellt Robespierre tief in den Schatten, wenn er mit tränenerstickter Stimme an ihn appelliert:

Ah — denkst du noch Guadets — und Barbaroux' —
Und Vergniauds? Nicht Männer, Helden waren's!
Wo sind sie nun? Getötet diese — jene
Verweht wie Spreu vom Sturme jenes Tags!
Doch nicht für immer, glaub' mir! Die Geschichte,

Digitized by Google

Der Völker jüngster Tag wird sie zurück
Einst fordern — und weh' mir, weh' dir, weh' allen,
Die dasteh'n werden dann mit blut'ger Hand!
Nein, kehr' dich nicht so finster ab! Sag' mir,
Daß deine Seel' auch brennt von ihrem Blut!
Daß du auch jene Nächte kennst, die mich
Besucht, trostlos, schwarz wie ihre Schatten!
Ah, sag's! Sei einmal Mensch und schwach wie ich,
Und uns're Wege werden sich nicht trennen!

Und er spricht das erlösende, uns von einem drückenden Alp befreiende Wort aus, indem er auf Robespierres satanischen spiritus rector Saint-Just deutend, fortfährt:

.... Lebt ein Tyrann
In Frankreich noch, ein blutiger, ist's dieser!
Ihn sättigt nicht die Opferschar, die Tag
Für Tag das Beil Samsons vertilgt: zu kläglich
Ist ihm die letzte der Provinzen nicht,
Um seine Mörderhand nach ihr zu strecken
. . . . . .
. . . Mach' dich frei von ihm!

Noch einmal gelingt es ihm, das stumpfe Paris, in dem die Ruhe eines Kirchhofes waltet, mit sich fortzureißen, als er die Schlagworte: „Milde und Gnade und besserer Tage Wiederkehr" prägt. Diese Auflehnung gegen Robespierre muß er mit seinem Leben bezahlen. Den Mut zu der Anklage gegen Danton, an den er sich bisher wegen seiner reckenhaften Natur nicht herangewagt, nimmt Robespierre da her, daß er ihn schwach werden sah. Die Kraft, die den Riesen

Digitized by Google

schnöde verließ, scheint sich Robespierre mitzuteilen, jeder Nerv vibriert in ihm und seine Lippen öffnen sich weit zu dem Jubelrufe: „Der Starke weint". Triumph und Hohn und Haß, was er gelitten und stolz verborgen, atmet dieser Ruf verräterisch aus. Er bringt Danton zur Besinnung, und dieser rafft sich nochmals auf. Er wächst höher und höher, wechselt mit Robespierre die Rolle, klagt ihn an, zeigt ihm, daß sein eigener Fall nur auf Rechnung seiner blutigen Ernte zu setzen sei, und drückt dem Ankläger in so ungeheuchelter Weise seine Verachtung aus, daß sich uns unwillkürlich das Wort entringt: Vae victoribus! Oder liegt nicht etwa ein Kern Wahrheit in dem Plaidoyer:

Die Sünde eines ganzen Volk's war meine,
Und nahm ich Blut, geschah's im Rausch des Falls —
Dir färbt es die Gedanken, mir die Hände,
Du meucheltest, ich schlug im Zorne tot!
Drum hab' ich Tränen noch und eine Reue,
Du nicht, verfluchter Sodomit des Mords,
Der, Weichheit und Empfindung heuchelnd, tiefer
Und tiefer nur ins Blut der Brüder steigt!

Es dürfte nur wenige einschlägige Werke von Bedeutung geben, welche delle Grazie im Interesse des „Robespierre" nicht gelesen, — von den frühesten Memoiren aus jener Zeit angefangen bis herab auf Taine. Sie zog Historiker jedes politischen Be-

Digitized by Google

kenntnisses zu Rate, Franzosen, Deutsche, Engländer. Hand in Hand damit ging, nicht bloß für diesen besonderen Zweck, das Studium unserer Sociologen Marx, Rodbertus, Henry George, und die einschlägigen Publikationen des Dietz'schen Verlages in Stuttgart haben sie auf dem selbstgewählten Wege begleitet. So fest ist sie davon durchdrungen, daß das Wesen der Dichtung Wahrheit und Dichtung, daß sie ein Gewebe von Morgenduft und Sonnenklarheit, von Poesie und Philosophie ist. Das Verhältnis der Poesie zur Weltweisheit gemahnt gewissermaßen an das Verhältnis Platos zu Aristoteles. Ähnlich jenem Denker, welcher, um mit Goethe zu sprechen, „sich nach der Höhe bewegt, mit Sehnsucht seines Ursprunges wieder teilhaft zu werden, und alles, was er äußert, auf ein ewig Ganzes, Gutes, Wahres und Schönes bezieht, dessen Forderung er in jedem Busen anzuregen strebt," findet die Poesie in dem sehnenden und liebenden Aufstreben nach der Schönheit der Idee die Verklärung des Lebens. Und wie der Schöpfer der Ideenlehre wie von einer Glaubenserfahrung von der auch in Schiller ein Echo weckenden Überzeugung beseelt ist, daß

„Frei von jeder Zeitgewalt,
Die Gespielin seliger Naturen
Wandelt oben in des Lichtes Fluren
Göttlich unter Göttern die Gestalt",

Digitized by Google

wie in dem sonnigen Geiste Platos der farblose, schattenhafte Begriff zu einem wahrhaft Seienden erwächst, bei dem er mit Phantasie und Empfindung verweilen kann, also verwandelt auch der jugendfrische, der Antike hingegebene Genius der farbenhellen und farbenfrohen Poesie die aus streng philosophischem Boden hervorgesprossene graue, fahle Theorie in Gestaltungen, an denen Anschauung und Gefühl erwarmen. Die Poesie teilt mit Plato den unabweislichen Trieb, nicht nur zu denken, sondern auch in dem Gedachten zu leben. Sehr richtig sagt Scheffel in dem trefflichen Vorworte zum „Ekkehard": „Wo Andere, denen die Natur gelehrtes Scheidewasser in die Adern gemischt, viel allgemeine Sätze und lehrreiche Betrachtungen als Preis der Arbeit herausätzen, wachsen ihm (dem Poeten) Gestalten empor, erst von wallendem Nebel umflossen, dann klar und durchsichtig, und sie schauen ihn ringend an und umtanzen ihn in mitternächtigen Stunden und sprechen: Verdicht' uns!"

1896 wartete uns die Dichterin mit einem „Satyrspiel vor der Tragödie", mit der „Moralischen Walpurgisnacht" (Leipzig, Breitkopf & Härtel) auf. Sie spielt in der Gegenwart, und der Schauplatz ist überall Mit feinem, köstlichen Humor ist das Überwuchern der Heuchelei auf allen Gebieten

Digitized by Google

des Lebens dargestellt. Nichts ist ihr heilig. Alles hat sie sich untertan gemacht und dies in so hohem Grade, daß die Lüge der Gesellschaft zur zweiten Natur geworden ist, daß es ihr Mühe macht, die Maske derselben auch nur zeitweilig abzulegen. Der die Wissenschaft repräsentierende Akademiker deutet sich dieses Wunder ergötzlich nach Darwins Anpassungstheorie und er scheut nicht davor zurück, Nietzsches Herrenmoral in den Dienst der Heuchelei zu zerren. Ja, tempora mutantur et nos mutamur in illis! So lange er nicht in Amt und Würden war, war er ein Stürmer und Dränger und schwärmte für die Freiheit der Wissenschaft. Doch die Wahrheit war eine arme Braut

„Und man bot mir die Maitresse
Pfründe, daß ich sie vergesse,
Ordensstern und Palmenfrack,
Und — haut-goût — die Faust im Sack!"

Selbst die Humanität läßt sich von dem tollen Reigen fortreißen und stellt sich uns mit dem Sprüchlein vor:

Heilig, heilig ist das Werk,
Das verbirgt, was ihr zerstört,
Und, was auch der Tadel merk',
Durch ein Tränlein ihn betört!
Die ihr triebt von Hof und Haus,
Speis' im Armenstift ich aus;
Christlich pfleg' ich im Spital,
Die ein Treibrad bracht' zu Fall?

Digitized by Google

Mit geraubtem Waisengut
Helf' ich Denkmäler errichten —
Und wie bläht sich erst mein Mut,
Darf ich Glaubenshändel schlichten!
Die euch morden sollten, küssen
Euch die Hände, dankbeflissen,
Schurken werden Menschheitsretter,
Diebe preisen laut die Blätter —
Ja, ob ich auch Luxus schein' —
Immer bring' ich Zinsen ein!

Nur der Dichter ist ein Ritter ohne Furcht und Tadel. Er, der mit den Entbehrenden und Geknechteten darbt, sein Sehnen an ihren werdeschwangeren Tränen erfrischt, bringt Licht in das Reich der Finsternis, er macht den Thron der Heuchelei in seinen Grundfesten erbeben, entlarvt sie und entzieht damit dem Glauben an sie, welcher der Schlüssel zu ihrer Macht ist, die Basis. Alle folgen ihm, dem Herold der neuen Zeit, des jungen, freien Menschentages, zuletzt reicht er dem die Hand, in dem sich der „Noterbe aller Phantasie", der Verstand verkörpern sollte, dem Kritiker, dessen Maxime es bis dahin gewesen, unbequeme Genies, die ihn in ihrem Fluge hinter sich gelassen, im Namen der Ästhetik nicht aufkommen zu lassen.

Das Satyrspiel, dessen Verse gegen die Katastrophe zu erhaben sind, schließt sinnig mit einem Weihelied der Arbeiter auf den der Wahrheit und Freiheit erstandenen Lenz.

Digitized by Google

Nach einer langen Pause, im Jahre 1900 folgte ein zweites Drama: „Schlagende Wetter" (Leipzig, Breitkopf & Härtel), das im Deutschen Volkstheater in Wien zur Aufführung kam. Das Milieu liegt weitab von der Bibel, in einem Dorfe, das vom Bergbau lebt. In dieser ländlichen Einsamkeit, in der der schlimmste, todesmutigste Kampf ums Dasein ausgefochten wird, in der die Arbeiter für das bißchen Brot täglich, stündlich ihr Leben einsetzen, beständig auf dem Habt-Acht-Standpunkte der Lebensgefahr stehen, in der ihnen fortwährend „so ein ehrenvoller Bergmannstod, für den 's dann immer die schön'n Gräber oben gibt und d'Musi und 'n Bergknappenkondukt und d' g'fühlvolle Leichenred' von 'n Werksdirektor oder Bürgermeister — und 's letzte Glückauf!" winkt, wuchs Georg Wirth, ein junger Häuer, auf. Er gehört nicht zum „Gelumpert", er geht nicht in dem Alltag auf, er wird im Kampfe mit den Listen und Tücken der Natur nicht stumpfsinnig, sondern bekundet bei aller Schlichtheit durch sein Denken und Handeln und seine Ausdrucksweise seine Zugehörigkeit zu den seelisch Bevorzugten. Nur flüchtig streift ihn die Freude, da er in Marie Gruber, die als das hübscheste Mädchen im Umkreise gilt, die Leuchte seines Lebens erblickt. Marie ist eine Waise. Ihre Mutter erlag früh der

Digitized by Google

Schwindsucht, der Vater verunglückte mit zehn Kameraden bei einer Bergfahrt, die Liebmann, der Besitzer großer Kohlenwerke, trotz aller Warnungen und Mahnungen angeordnet hatte. Nur ein Einziger war als Krüppel heraufbefördert worden, der Großvater Gruber, der die Erziehung Maries und ihrer kleinen Schwester Anna übernahm. Die Erinnerung an den Tag, an dem er den Sohn verlor, begleitet ihn durch das Leben, und ein fanatischer Haß gegen alles, was den Namen Liebmann trägt, setzt sich tief und unausrottbar in seiner Brust fest. Da stirbt der alte Gewerke und sein Sohn Fritz tritt das Erbe an. Eines Tages kommt er in das Dorf, er lernt Marie kennen und lieben und hält, dem Zuge seines Herzens folgend, um ihre Hand an. Der Großvater ist natürlich empört, er sträubt sich gegen eine solche Verbindung, doch Marie handelt, durch die Liebe blind gemacht und — si licet parva componere magnis — ähnlich ihrem Schwesterchen, welches über der eleganten Docke aus der Stadt das ihr von der edlen Leni Frommhold mitgebrachte „Fetzengredl" vernachlässigt, durch den magischen Zauber des Reichtums betört, auf eigene Faust. Sie wird die Frau Liebmanns. Mit dem Scheinglück beginnt indes ihr Leid. Sie kann sich in dem Hause des Gatten nicht heimisch fühlen, er

Digitized by Google

bleibt ihr fremd, sie hört aus allem, was er sagt, ohne daß er ihr dazu Anlaß gibt, etwas Hartes heraus, zumal er sich nicht in die Lage ihres Großvaters zu versetzen vermag, kein Verständnis dafür hat, daß es Konflikte gibt, deren letzte Instanz nie die Vernunft, sondern immer die Empfindung sein wird; sie empfindet den Luxus, der sie umgibt, wie einen schweren Alp, sie kann ihn nicht genießen, weil sie fortwährend an das Elend ihrer Angehörigen denkt und den Schweiß, die Todesangst und das Blut der Arbeiter an ihm haften sieht, sie kommt sich inmitten desselben wie eine Abtrünnige, eine Verräterin vor, und vollends wird sie die ungeheure Kluft, die sie von ihrem Manne trennt, gewahr, als er bald nach der Geburt seines Sohnes mit nervöser Hast berechnet, was für ein glänzendes Geschäft er machen könnte, wenn er den gefährlichen Josephsschacht wieder in Betrieb setzen würde. Erinnerungen an das entsetzliche Ende ihres Vaters werden in ihr laut, sie hält Fritz vor, daß „nix so bitter schmeckt, als das Stückerl Brot, das immer nur der Verdienst 'runterschneid't, nie die Lieb'", sie fragt ihn, um sein Gewissen wachzurufen, ob er die Josephsgrube kenne, ob er nur einmal, nur ein einziges Viertelstündchen in ihr gearbeitet habe, sie macht ihm eindringliche Vorstellungen, daß er gar

Digitized by Google

nicht berechtigt sei, von seinen Leuten darum, weil er sie bezahle, eine Arbeit zu fordern, hinter der der sichere Tod lauere, sie bittet, fleht, weint, aber ihr Mann ist von seinem Vorhaben nicht abzubringen. Er gibt auch nicht nach, als der mit den Arbeitern warm fühlende Werksdirektor, der zu diesem Zwecke eigens nach Wien gefahren ist, ihm die Mitteilung macht, daß der Befehl zur Anfahrt in die Josephsgrube einen allgemeinen Strike zur Folge haben werde. Darauf hat er nur die charakteristische Antwort: „Canaillen!" Und er weicht von ihr um keines Haares Breite ab, als der Direktor die Ursachen der Angst der Knappschaft in eine „Formel" bringt, indem er schildert, wie die Phantasie des Volkes die instinktive Wahrnehmung und Erfahrung in abergläubische Vorstellungen kleidet und mit den Sinnen gestaltet, was es durch die im Kampfe mit den Elementen wunderbar geschärften Sinne empfangen, daß aber die Schlußfolgerung der Vernunft und der Wahrheit entspricht. Sehr feinsinnig bemerkt der berühmte Wiener Nervenpatholog Moriz Benedikt in einer in der „Deutschen Revue" (März 1901) veröffentlichten dramaturgischen Studie über die „Schlagenden Wetter" dazu: „Diese Schilderung der Weisheit, die oft in der unbewußten Vernunft des Volkes liegt

Digitized by Google

und gegen welche die Schulweisheit mit ihren Erkenntnissen wegen ihrer Lückenhaftigkeit so oft sündigt, ist mit einer dramatischen Eindringlichkeit und Meisterschaft geschildert, die geradezu von Shakespeare'scher Tiefe und Höhe ist. Den eigentlichen Unterschied zwischen Verstand und Vernunft hat die Wissenschaft noch nicht erfaßt und insbesondere nicht den Gegensatz zwischen instinktiver Vernunft und dem irrtumsreichen, durch bewußte Dialektik entwickelten Verstand. Und ich konnte meine Lehre, die ich vor Jahren in meiner Seelenkunde niedergelegt habe, jüngst meinen Hörern nicht besser demonstrieren als mit den Worten aus den „Schlagenden Wettern". Der Gegensatz zwischen instinktiver Vernunftwahrheit und falscher Schulweisheit tritt noch dramatischer im folgenden Akte hervor. Liebmann . . . fragt die Knappschaft, ob sie triftige Gründe habe. Der Obersteiger Dutschka soll im Namen der Knappschaft sprechen. Dieser Obersteiger ist eine geniale Figur aus der Hand der Dichterin. Er hat jede Katastrophe vorausempfunden. Aber der schlichte Mann, der Vertreter der aus der Erfahrung heraus empfundenen, dialektisch unbewußten Volksvernunft, kann diese nicht formulieren. Dem geschulten Fachmanne kann er nicht entgegnen und geht mit der Mann-

Digitized by Google

schaft bewußt in den Tod, weil er die Wahrheit mit Worten nicht dartun kann. Dutschka ist kein „Visionär", sondern ein schlichter Sehender, der das Gesehene nicht zu schildern und zu beweisen versteht. Er ist eine großartige Schöpfung der Dichterin aus dem Bereiche der Volkstragik. Einen so tiefen Einblick in die Tragik des Geschehens und eine so lebendige Darstellung derselben, wie im Drama unseres Dichters findet sich nicht sobald in der Weltliteratur wieder."

Fritz wird in seiner Hartnäckigkeit durch seine plötzlich erwachte schnöde Eifersucht bestärkt. Es taucht in ihm der häßliche Verdacht auf, daß der Parteinahme Maries für die Arbeiter die bange Sorge um Georg zugrunde liege. Er eilt mit dem Direktor in das Bergdorf zurück, läßt sich dort von seinem Zorne so weit hinreißen, daß er dem alten Gruber, der sein Ansuchen, die Arbeiter zur Einfahrt in den Giftschacht zu bewegen, unter Verunglimpfungen seines Vaters als einen blutigen Schimpf zurückgewiesen, droht, ihn vor die Türe zu setzen, er legt der Ausstandsbewegung gegenüber kaltes Blut an den Tag und wird ihrer Herr durch den resoluten Entschluß, mit den Arbeitern einzufahren, damit sie sehen, daß er nicht mehr von ihnen verlangt, als er selbst zu leisten im stande ist. Man würde jedoch

Digitized by Google

irren, wenn man glaubte, daß er diesen Entschluß im Drange der Großmut faßt; er tut es aus Trotz gegen seine verzweifelte Frau, die ihn bei allem, was ihr heilig ist, beschwört, davon abzustehen, er tut es, um ihr Gewissen, wie er mit grausamer Ironie sagt, zu beruhigen.

Durch Entschlossenheit kann man nun allerdings den Arbeitermassen imponieren, nicht aber dem ewig feindlichen Walten der Natur. Die Befürchtungen der Knappen und des Direktors erweisen sich als nur zu begründet, die bösen Wetter entzünden sich und explodieren mit donnerndem Gekrach und Fritz ist eingefangen von dem, was sein Eigentum ist, „übertölpelt von diesem toten, tauben Schlund, der mir bis heute nur Geld heraufgespien und immer wieder Geld! Der mich immer weiter gelockt hat, immer tiefer .. und auf einmal fällt er zu hinter mir wie eine Falle; einfach zu!" Es ist eine auf uns versöhnend wirkende Ironie des Gleichmachers Tod, daß der Häuer Georg dem reichen Gewerken moralische Erlösung bringt, ihm das Sterben leicht macht und daß beide nebeneinander jämmerlich zugrunde gehen.

Die „Schlagenden Wetter" stellen sich uns somit als ein echtes und rechtes Proletarierstück dar. Sie unterscheiden sich jedoch von den modernen Armeleutstücken zu ihrem

Digitized by Google

Vorteile dadurch, daß sie nicht tendenziös gefärbt sind. Die Dichterin, die mit den Armen gegen die Reichen, mit den Schwachen gegen die Starken energisch fühlt, erhebt sich hier zu einer bewunderungswürdigen Objektivität, sie nimmt eine Stellung jenseits von Haß und Liebe ein, verteilt auf beiden Seiten gleichmäßig Licht und Schatten und erzielt dadurch eine reinere, nachhaltigere und zermalmendere Wirkung.

Wir können füglich den Haß des alten Gruber gegen den alten Liebmann und dessen Nachkommenschaft, obwohl diese nichts mit dem schrecklichen Unglück gemein hat, das jener auf ihn heraufbeschworen, begreifen. Dieser Haß macht ihn aber fühllos gegen das kranke Annerl. Er ist geradezu das Verhängnis, der Würgeengel dieses aus Mangel an Luft, Licht und Wärme dahinwelkenden Kindes, sofern er den ihm von Fritz wiederholt gemachten freundlichen Vorschlag, seine dumpfe, ungesunde Wohnung mit einer schönen im gewerkschaftlichen Hause zu vertauschen, schroff ablehnt. Und wie geht er mit der von der kleinen Kranken gehegten Puppe, die ihr Marie von Wien gesendet hat, um! Weil Marie, die seit ihrer Verheiratung für ihn zu existieren aufgehört hat, sie geschickt, verdirbt der Prinzipienreiter Annerl die Freude; zu ihrem Entsetzen zerschlägt er die Puppe

Digitized by Google

wie ein Wüterich und schreit das arme Hascherl an: „So lang' die Glock' dort noch a Stimm' hat, so lang' darfst mir nix anrühr'n, was von denen kommt! Hast mich verstanden?" Die die Kranke in ihren Mußestunden betreuende Leni hat nur zu sehr recht, wenn sie seufzend meint: „Na — mir tut nur das Dirndl da leid . . . so kleine Vögerln schlagt ma nit mit Knütteln tot!"

Und selbst da Gruber schließlich, weil es mit Annerl immer mehr abwärts geht, nicht umhin kann, Liebmanns Antrag, sie mit seiner Frau nach dem Süden zu schicken, anzunehmen, kann er seinen Haß nicht unterdrücken und platzt heraus: „Ich hab's g'wußt, daß mir 's Geld auch 's Letzte nehmen wird." Er ist geradezu der Sklave seines Hasses, und Fritz hat nicht so Unrecht, wenn er ihn also charakterisiert: „Der aber läßt seinen armen Toten gar nicht zur Ruhe kommen! Der möchte ihn am liebsten ausgraben und sich dazu stellen und jedem Vorübergehenden sagen: „So ist's gekommen, und die Liebmanns haben die Schuld!"

Fritz ist durchaus nicht so schlecht, wie es auf den ersten Blick scheint. Er gibt zu, daß sein verstorbener Vater „etwas allzu scharf dreingegangen" ist. Der Gedanke an die Exploitierung des Josephsschachtes ist keineswegs seinem Gehirne entsprungen,

Digitized by Google

sondern er ist ihm von dem liebedienerischen, skrupellosen Ingenieur Voltz eingegeben worden. Obwohl er sich ihn aber zu eigen macht, ist er doch um das Wohl der Knappschaft besorgt. Nachdem er sie energisch an ihre Pflicht erinnert und ihr im Falle der Weigerung sofortige Entlassung angedroht, fragt er den Ingenieur angelegentlich und wiederholt, ob er vollste Sicherheit garantiere. Und im Angesichte des Todes hat er das Bedürfnis, vor dem ihm doppelt feindlichen Georg sein Gewissen zu entlasten, ihm zu beichten, daß er nicht ganz so schwarz ist, als männiglich geglaubt wird. „Als wir herunterkamen," erzählt er ihm, „wollte mich der Voltz gleich wieder weg haben; denn er meinte, das Beispiel hätt' ich ja gegeben, und das Übrige wäre seine Sache. Aber ich wollte ja den Leuten nicht bloß meinen Ernst zeigen, sondern auch meinen guten Glauben. Und so blieb ich unten. Während der ersten Schichtstunden ging alles gut. Aber dann merkte man doch, daß die Luft schlechter werde . . . Weil Voltz so gar nichts dergleichen tat, machte ich ihn selbst darauf aufmerksam. Aber da lachte er nur und meinte, ich hätte eben eine andere Lunge als die Häuer. Die wären ausgepicht . . . Weil aber die Luft doch immer schlechter wurde — zusehends, frug ich den Voltz, ob

Digitized by Google

es nicht Zeit wäre, die Leute abzukommandieren. Da nahm er meinen Arm und führte mich aus dem Verhau heraus auf die Gezeugstrecke und ging hin und her mit mir wie mit jemandem, der sich doch nur umsonst fürchtet. „Aber die Lampen, Herr Voltz?" sagte ich. — „Die brennen ja noch ganz klar!" gab er darauf zur Antwort. — „Und wenn sich die schlechten Wetter dran entzünden?" frag' ich noch einmal. „Denn ich, wissen Sie, ich möchte doch lieber ganz sicher geh'n!" — „Können Sie auch," sagt er, „können Sie auch! Wir haben ja die Davy'schen Sicherheitslampen!" und fängt an, das System zu erklären, ein Langes und Breites und lacht dazu . . . und im selben Augenblick —!"

Das Stück stellt also nicht wie Hauptmanns „Weber" einen Fall äußerster Ausbeutung oder arge Arbeitsverhältnisse dar, sondern eine ziemlich normale Arbeitslage. Es bietet uns nicht einen Ausschnitt aus dem sozialen Leben, in welchem persönliche Auswüchse und Verirrungen, die sich nicht mit organischer Notwendigkeit aus den gesellschaftlichen Verhältnissen als solchen ergeben, den tragischen Knoten schürzen. Es entrollt vielmehr das schicksalschwere soziale Problem, indem es uns einen liebenswürdigen, wohlwollenden Kapitalisten vorführt, der

Digitized by Google

eines bewußten Frevels unfähig ist, nach seinem besten Wissen und Gewissen und in gutem Glauben handelt, gleichwohl aber unter dem auf der Gesellschaft lastenden Drucke einer riesenhoch aufgetürmten Schuld, für die er nicht haftbar ist, sondern die er bereits vorgefunden hat, also gewissermaßen unter dem Drucke eines unerbittlichen, übermächtigen Fatums sich mit Schuld beladet. Diese liegt im Milieu, sie wurzelt darin, daß er sich der sogenannten Rechte des Besitzes, welche dem Arbeiter sein Recht und seinen Willen verkümmern, ja sogar das Recht des Willens zum Leben aberkennen, nicht aber der Pflichten des Besitzes bewußt ist. Es ist sein Fluch, daß er, um mit seiner Frau Marie zu sprechen, „sein Eigentum immer nur von der Seit'n sieht, wo's die Sonn' anscheint" und demgemäß auf den Rat derjenigen hört, die seinen Intentionen entgegenkommen. Dieser Fluch trifft aber nicht den Kapitalisten Fritz, sondern den Kapitalismus als solchen, der „so einen sozialistischen Picknick zwischen Kapital und Arbeit — unter der Erde" als das reine goldene Zeitalter belächelt.

Das Drama der delle Grazie steht mithin einzig in seiner Art da, denn es führt von der Person zur Idee hinüber, es leuchtet zum erstenmal in die echte soziale

Digitized by Google

Tragödie, in die Tragik des modernen Kampfes zwischen Kapital und Arbeit hinein, reizt daher nicht auf, sondern läutert. Es leitet, wie die Dichterin selbst in ihrer autobiographischen Skizze sagt, seine tragischen Konflikte aus den durch die moderne Wirtschaftsentwicklung unversöhnlich gewordenen Klassengegensätzen der Gesellschaft selbst ab. „Die in der bestehenden Gesellschaftsordnung durch den Lohnvertrag herbeigeführte Aufhebung unaufhebbarer Rechte führt zu tragischen Katastrophen, in denen der erbitterte Kampf der ringenden Menschlein nur noch überboten wird durch die dämonische Ironie der nie völlig zu überwältigenden Naturkräfte." Dieser Gedanke wird von Georg noch weiter gesponnen und zu Ende gedacht. Er prophezeit: „Was da unt'n g'scheh'n is' — kann sein, 's g'schieht in nit allz' langer Zeit auch ob'n — wenn einmal 's Tote so viel Macht g'wonnen hat über die Lebenden, daß s' nimmer aus noch ein wissen aus dem Schlund von Sünd' und Schand', der ihnen 's Geld 'rausg'spien hat, und immer wieder nur's Geld! Und dann wird eine große Tür zufall'n, und viel Irrtum in Brand aufgeh'n — so schwarz und hart wie die Flötz' da!" Und in der Tat müßte man völlig blind sein, um das Wetterleuchten nicht zu sehen,

Digitized by Google

das einen welterschütternden Sturm verkündigt.

1901 erschien das Drama „Der Schatten", das zum erstenmal am 28. September dieses Jahres im Hofburgtheater zu Wien aufgeführt wurde. Das Drama, dessen Grundgedanke in den „Teufelsträumen" hervorkeimt, fesselt uns ganz besonders durch eine eigentümliche Verbindung von Analyse und Herzensweisheit, unerbittlich eindringender Schärfe und wohltuender Wärme, charaktervoller Härte und milder Abgeklärtheit. Der Schatten ist das Dunkle in uns, das mephistophelische Ich des Menschen, das jeder an die Kette legen muß, da es losgelassen alle Schranken niederreißen, die Welt aus den Angeln heben, sie in eine Hölle verwandeln, allen niedrigen, rohen Trieben und Instinkten einen Körper geben, alle schwülen wollüstigen Wünsche und Träume zu Taten formen, mit einem Worte lauter Herostratustaten verrichten würde. Der Held des Dramas, der alternde Dichter Ernst Werner, muß dies an sich erfahren. Er ist eine Art Faustnatur. Es genügt ihm für die Dauer nicht, daß er sich den Lorbeer ersungen und tausend Leben sich durch seine Kunst zwang, daß das vormärzliche Deutschland seine Freiheitslieder nachsingt; es dürstet ihn, sich zu erleben, des Lebens Kelch bis auf die

Digitized by Google

Neige zu leeren, seinen ungestümen Tatendrang, sein heißblütiges Begehren nach Macht, Glanz und Genuß auszulösen. Vergebens hält ihm sein Freund, der Dichter Walther Klang, vor Augen, daß über die höchste Macht der Dichter verfüge, dem die große Mutter Natur die Gabe verliehen, mit ihr wie ein Gott zu schaffen und zu bilden; vergebens stellt er ihm vor, daß

„ . . . . . nur im Künstler
Der ganze Mensch sich auslebt wie ein Gott,
Gleich unverantwortlich für Gut und Böse!"

Umsonst erinnert er ihn daran, daß die Mächtigen, die den gewaltigen Sänger der „Göttlichen Komödie" gequält, längst der Vergessenheit anheimgefallen sind, während seine Liebe und sein Haß durch die Ewigkeit klingen; umsonst mahnt er ihn an Byron, der es als des Dichters Beruf erklärte, Gutes oder Böses durch zu viel Gefühl und Geist zu erschaffen. Diese Mahnungen gehen spurlos an Werner vorüber, zumal sie aus dem Munde des Freundes kommen, dessen sonnige, harmonisch ausgeglichene Natur in ihm einen Stachel zurückläßt, dessen Dasein ihn mit Ingrimm und Mißgunst erfüllt. Dem vom Neid aufgewühlten und zernagten Dichter haben es die römischen Imperatoren angetan, er will es diesen Bestien in Menschengestalt, die ohne Furcht und Reue ihre wahnwitzigen

Digitized by Google

Launen in Taten umsetzten, denen der Maßstab des Guten und Bösen ihre physische Gewalt war, gleichtun; seine dumpfen Triebe sind entfesselt, der Impuls zum Bösen ist aus seiner Haft befreit, worauf er sich metaphysisch von ihm ablöst und ihm als sein Schatten folgt. Diese Ablösung kann symbolisch so gewiß stattfinden, als schon die böse Absicht die sittliche Reinheit der menschlichen Persönlichkeit spaltet und jede Tat von ihrem Urheber unabhängig fortwirkt. Werner braucht nur zu wollen, und der Schatten handelt für ihn, oder, wie die Dichterin, das psychische Verhältnis des im Triebe gebundenen Wollens zur freien Selbstbestimmung, zum bewußten Wollen kennzeichnend, den Schatten sagen läßt: „Mein Wissen ist der Schatten eures Willens." Werner sinkt nun von Stufe zu Stufe, er wird seiner idealen, ruhmreichen Vergangenheit untreu, kehrt sich nicht an die Not seines Volkes, dem er ein Herold seines Frühlings gewesen, er wird eine speichelleckerische Kreatur des Fürsten von Rottenwyl, dem er sein Drama „Cäsar" mit einer untertänigen Widmung gesendet, sonnt sich in den reichen Strahlen der fürstlichen Huld und sieht seine heißeste Sehnsucht erfüllt, da er den im Geruche eines Revolutionärs stehenden Freund verrät, der die

Digitized by Google

Sache seines Volkes zur seinen gemacht, für die freie Unterwerfung freier Bürger kämpft. Ein Mordversuch wird an dem Fürsten begangen und Klang ist der Mitschuld verdächtig. Er könnte sich wohl durch Enthüllung eines süßen Geheimnisses das Leben erkaufen, doch gilt ihm die Ritterlichkeit mehr als dieses. Und auch Werner, dem Klang mitgeteilt hat, daß er die Nacht, in der das Attentat beschlossen wurde, bei einem holdseligen Mädchen verbrachte, schweigt, er zeiht ihn sogar der Lüge, da er ihm dies ins Gedächtnis zurückruft, und gibt ihn den Schergen preis. Klangs Geliebte, Martha Holm, sucht bei dem zum einflußreichen Manne gewordenen Werner Schutz für den Gefangenen, doch der falsche Freund, der in leidenschaftlicher Liebe zu dem entzückenden Mädchen entbrennt, bietet seine ganze Beredsamkeit auf, um sie dem Geliebten durch Anschwärzungen und bodenlose Verdächtigungen zu entfremden, und da sie Werner endlich durchschaut und für Walthers Unschuld zeugen will, kann er nicht anders als sie mit Hilfe des anderen, des Schattens töten. Beim Anblicke der marmorschönen Toten, die kein Pygmalion der Liebe mehr weckt, erwacht in ihm das Gewissen. Sein Wille hat einen ungeheuren Leck bekommen; in das Herz des Mörders hat sich der tiefe, warme

Digitized by Google

Mutterblick der Liebe gebohrt, „die gut ist, weil sie muß, nicht weil sie will!" Ihm schaudert vor seinem teuflischen Doppelgänger, der ihn bei Tag und Nacht peinigt, ihm stets als sein eigenes Zerrbild entgegenstarrt, die Züge seiner schwarzen, ruchlosen Seele trägt. Er will ihn los werden, ihn überwinden. In dämonischer Weise ist das furchtbare Ringen Werners mit ihm geschildert. Allein das Gespenst erweist sich stärker als er. Er hat zum Schaden noch den Spott. Der Schatten verläßt den dem Wahnsinne Nahen, den die Dichterin hinreißend gezeichnet und mit einem geradezu Shakespeare'schen Humor ausgestattet hat, erst, als er von dem Gotte in seiner Brust überwältigt, vor dem Fürsten zerknirscht seine Freveltat eingesteht und dadurch die Rehabilitierung Klangs, der als angeblicher Mörder der Geliebten zum Tode verurteilt, aber vom Volke befreit wurde, erwirkt. Durch die Reue, die dem Bösen die Nahrung und den Körper entzieht, wird der Schatten in sich wesenlos und verschwindet. Dies ist das dürftige Gerippe der Handlung, die sich vor unseren Augen abspielt. Doch ist sie damit noch nicht zu Ende. Aus der letzten Szene, die uns nach Rom zurückversetzt, erhellt, daß sie nur im Traume an Ernst Werner vorüberzieht, nur in seiner Phantasie

Digitized by Google

vor sich geht. Das vor uns aufgebaute Drama ist, wie schon im Vorspiel dadurch angedeutet ist, daß Werner durch Klangs Hinweis auf Byron in lebhafte Erregung versetzt wird, eine Schöpfung Werners, der sich durch sie seine bête humaine von der Seele geschrieben. Er kommt seinem Schatten, der bereits seine Schatten vorauswirft, dadurch zuvor, daß er ihn künstlerisch von sich abwälzt, sein Herzblut daran wendet, ihn poetisch austoben zu lassen. Dies ist eben der Segen, die Wunderkraft, die Großtat der künstlerischen Selbstobjektivierung, daß sie für den Künstler eine Selbstreinigung, eine Befreiung von dem seine Fangarme nach ihm ausstreckenden, ihn bedrohenden und verdunkelnden Willensdämon im Gefolge hat. Herrlichen Ausdruck hat delle Grazie dem Grundgedanken ihres Dramas, ihrer eigenartigen Lösung des Faustproblems in den Schlußversen geliehen:

Schatten war jede Tat, eh' sie geschah,
Vorausgeworfen von der Macht des Willens,
Der dann als Blitz aus seiner Wolke fuhr!
Wohl mir, daß meine Wolke — Wolke bleibt
Und ihre Blitze nur in Schönheit enden —
Wohl uns, daß den Gewaltigsten des Willens
Ein Gott die Hände bindet durch die Kunst
Und alle Ungeheuer, die das Meer
Des Lebens kreisend auswirft, alle Stürme,
Die es gebiert, durch ihre Seele geh'n,
Doch niemals sie beflecken können — ja,

Digitized by Google

Denn was heißt — Dichten? Gutes oder Böses
Erschaffen durch zu viel Gefühl und Geist!

En passant wollen wir erwähnen, daß des Dichters Hunger nach Leben auch der Grundton der „Legende" „Ruhm" ist, mit welcher delle Grazie den Reigen der „Gedichte" beschließt und in der sie ihren eigenen Gemütszustand nach der Vollendung des „Robespierre" schildert, dem sie, wie schon gesagt, die schönsten Jahre ihrer Jugend geopfert. Der Dichter, der auf eine reiche, gesegnete und von aller Welt gepriesene Ernte zurückblickt, bereut es, daß er die Früchte von des Lebens grünem Baume verachtet hat; tiefe Wehmut beschleicht ihn darob, daß er des Herzens Blüten kalt verdorren, seinen Frühling ungenützt verstreichen, ihn erfrieren ließ. In erquickend einfacher Weise beschreibt er das Kleinleben der im Lenze prangenden Natur, das er von seinem Erkergemach überblickt, er sieht dem Spiele der Kinder zu und beneidet sie um ihre drallen Glieder und die Gabe, sich an eine kleine, nichtige Freude ganz zu verlieren. Er denkt an die eigene Kindheit zurück, welcher solches Glück fremd geblieben. Gleich seiner Schöpferin nahm er an der lauten Fröhlichkeit der Gespielen nie teil, denn er schaute eine Welt, die ihnen unsichtbar war. Früh regte sich

Digitized by Google

in ihm die Zauberin Phantasie und immer dichter und dichter spann sie ihre Fäden um ihn, bis es kein Entrinnen mehr gab, bis er ganz ihr Gefangener war. Er vergaß die Dinge rings um sich her, er achtete nicht seiner Umgebung, um einer einzigen, heiligen Leidenschaft zu fröhnen, mit heiliger Schöpferhand an dem Leben zu wirken. Nun fühlt er eine Leere und Öde in seiner Seele und er kommt sich wie ein Blinder vor, der nach der verlorenen Helle vergeblich die müden Arme ausstreckt. Während er in schmerzliches Sinnen versunken ist, erscheinen Hand in Hand die Idealgestalten der Jugend und der Liebe, um ihn in das verlorene Paradies zu geleiten. Doch da ihm das Zauberreich der versäumten Genüsse winkt, erliegt er dem Banne des eifersüchtigen Gottes, „der ihm so überreich schuf das Empfinden, daß hinter ihm die Dinge selbst verschwinden". Er läßt sich von den verführerischen Gestalten nicht umgarnen, da sie ihm nicht mehr verheißen, als er gedacht und denkend durchgenossen, durchempfunden hat.

Die in sich geschlossene Gewissenstragödie, in der sowohl die unwiderstehlich vorwärtsdrängende Macht des auf die Befriedigung der Selbst- und Genußsucht abzielenden finstern, brutalen Ichs, als auch die

Digitized by Google

unwiderstehliche, göttliche Macht der Reue zu eindringlicher, vornehmer und erhabener Darstellung gebracht ist, hat zu unserer Überraschung nicht den Beifall der gesamten Kritik gefunden. Man hat an Werner ausgesetzt, daß seine Phantasie stark zugestutzte Flügel hat. Zum mindesten stehe sie in keinem Verhältnisse zu seiner Großmäuligkeit. Es müsse uns doch wohl sonderbar anmuten, daß ein Mann, der in Rom seinen Wohnsitz hat und von sich sagt, daß die Ruinen des Palatin, welche von Menschen erzählen, „die stolz ihr Wollen ausgelebt und Können, wie Götter!", seine entmannte Tatkraft neu angefacht haben, den Schauplatz seiner pompös angekündigten kühnen, trotzigen, himmelstürmenden, vor keinem Hindernisse zurückschreckenden Tätigkeit nach dem Hauptstädtchen eines Duodezfürstentums verlegt oder, besser gesagt, in einem in Rottenwyl sich abspielenden Drama den in ihm aufstrebenden Gewaltmenschen knebelt. Ich dächte indes, daß dem deutschen Dichter die Heimat näher steht als die Stadt der deutschen Dichtersehnsucht. — Man nahm ferner daran Anstoß, daß Werner sein Wollen nicht stolz ausgelebt hat. Vom Helden, der seinen Schatten durch die Welt wirft, sei keine Spur an ihm zu entdecken, er stelle sich uns als ein winziger, erbärmlicher, pyg-

Digitized by Google

mäenhafter Wicht dar. Er ersterbe in Demut vor den Mächtigen dieser Erde, buhle um die Gunst des Fürsten und gerate außer Fassung, da ihm die Heilsbotschaft verkündet wird, er werde an den Hof berufen werden und ein Jahresgehalt in Gold sei ihm gewiß. Erschüttert rufe er aus:

„Noch glaub' ich's nicht ... Fast schwindelt
mir ... die Freude!"

Im übrigen laufe sein ganzes Wollen und Können auf feige Schurkerei, auf Lug und Trug und Ehrabschneiderei hinaus, es verdichte sich zu einem Anschlag gegen den Freund, der ihm vom gelben Neid gegen dessen schönes und knospenreiches Dasein eingegeben sei, und dieser Neid mache ihn auch zum Mörder Marthas. Wie ganz anders hätten sich die ihm vorbildlichen Menschen, von denen der Palatin erzählt, gestreckt und gereckt! Sie hätten zudem keine Maske angelegt, sondern den Mut gehabt, sich ganz zu geben, wie sie waren, während Werner sich nicht selten sophistisch an einen Strohhalm klammere, um sein Unrecht zum Recht zu stempeln. Man sollte glauben, daß wir ein Recht haben, von dem Dichter einen gewissen Einklang zwischen seinen Worten und Taten zu fordern. Es dränge sich daher, wenn Werner den Mund davon voll nimmt, daß der Zwiespalt seine Seele quäle,

Digitized by Google

„Seit die Ruinen
Des Palatin von Menschen mir erzählt,
. . . . . .
. . . Die zum Schauspielhause sich
Die Welt der Kleinen kühn gestaltet, und
Die Macht, den Ruhm, die Wollust und den Glanz
Sich pflückten ohne Reu', wie and're Blumen!"

wenn er sich an Meistern der Schlechtigkeit, an Herostratussen berauscht und sich dann auf einen gemeinen Lügner, einen elenden Tartüffe hinausspielt, unwillkürlich der Spruch auf: Parturiunt montes, nascitur ridiculus mus. — Wer solche Einwände gegen die Dichterin erhebt, versteht offenbar nicht das Problem, das ihr vorschwebt, er begreift nicht den psychischen Prozeß, der im „Schatten" dargestellt wird. Es fällt ihr durchaus nicht ein, Werner zu einem Helden zu gestalten. Dies ist schon durch das Gefühl, welches den Schatten seiner Gedanken wirft, ganz ausgeschlossen. Denn das Dunkle, das aus seiner Seele heraufsteigt, wird, wie wir gesehen, zunächst durch den Neid entbunden, dessen Tragik es ist, daß er kühne, cäsarische Träume nicht zur Tat reifen läßt, sie wie Mehltau versengt. Treffend bemerkt delle Grazie in dem im Oktober 1901 in der „Neuen Freien Presse" erschienenen, an ein reinigendes Gewitter gemahnenden Aufsatze „Der Sinn meines Dramas ‚Der Schatten'": „Der Neid ist ein sehr kleines,

Digitized by Google

ein sehr gemeines und doch eines der stärksten Urgefühle der Menschheit von Kain bis auf meinen Helden. Und auch Kain, obwohl in der Urkraft eines ersten Tatmenschen blühend, hat aus diesem Gefühle heraus nichts Höheres vollbracht, als einen gemeinen Mord. Dasselbe, was Werner in Gedanken will, im lüsternen Spiele seiner Gedanken fast tut. Werners Sehnsucht nach der Tat ist also auch zugleich die Sehnsucht nach einer ganz bestimmten Tat — nach derjenigen, die den Freund verdirbt. Und diese Tat kann immer nur eine niedere und gemeine sein. Dieser Phantasie können in dem Spiele mit den Möglichkeiten die nächstbesten, nächstgemeinsten Mittel und Wege gerade recht sein." Die Dichterin hat sich das Neidmotiv für ihr Drama gewählt, weil es das gangbarste literarische Laster ist, das, wie uns die Kunst- und Literaturgeschichte bezeugt, selbst die Seelen großer Individualitäten beschattet hat. Auch Menschen, welche an der Spitze ihres Volkes marschieren, die Volksseele mit sich fortreißen, sie in ihren Bann zwingen, ihre Feuersäulen sind, sinken zeitweise zu Untermenschen herab. So war, um nur ein Beispiel anzuführen, Schiller gegen den Neid nicht gefeit. Er beichtet in einem vom 9. März 1789 datierten Briefe

Digitized by Google

an Körner:*) „Dieser Mensch, dieser Goethe ist mir einmal im Wege, und er erinnert mich so oft, daß das Schicksal mich hart behandelt hat. Wie leicht ward sein Genie von seinem Schicksal getragen, und wie muß ich bis auf diese Minute noch kämpfen!"

Ich bedaure nur das Eine, daß Werner die Prüfung als Dichter nicht durchweg besteht. Das Freiheitslied:

„Wir, die für sie gelitten,
Wir, die für sie gestritten —
Den gleichen Weg mit ihr hinan,
Der Menschheit heil'ge Sonnenbahn!
Die Freiheit ist erstanden,
Erlöst von Todesbanden —
Und ringsum, weit auf Erden,
Soll's Frühling — Frühling werden!"

ist unserer sprachgewaltigen Nachtigall nicht würdig, es eignet sich durchaus nicht zur deutschen Marseillaise.

Eine prächtige, vornehme, außerordentlich sympathische und von den vormärzlichen Souveränen wohltätig abstechende Gestalt ist der Fürst. Er ist sich dessen bewußt, daß noblesse oblige. Er läßt den Schmeichler fühlen, wess Geistes Kind er ist. Er setzt dem feilen Werner einen Dämpfer auf. Sehr

*) Schillers Briefwechsel mit Körner. Zweite vermehrte Auflage. Herausgegeben von Karl Goedeke. 1. Teil. S. 288.

Digitized by Google

feinsinnig ist die Lektion, die er ihm erteilt. Seelenkundig, wie er ist, bezeichnet er seine Schwärmerei für den cäsarischen Machtgedanken als unecht, erkünstelt; er erklärt ihm rundweg, daß sie keiner Wahlverwandtschaft entspringt; er quittiert sein Bekenntnis, daß der Fürst mit seiner herben Hoheit, seinem Willen, der alle Dinge und Menschen nach sich prägt, seinem „Cäsar" Leben und Odem gegeben habe, mit der den Nagel auf den Kopf treffenden Bemerkung, es sei möglich, daß er ihn ganz „hineingeheimnist" habe, doch bleibe noch ein fremder Rest darin, „Der Teil an Euch, der Cäsar bleibt und dennoch — Nie Cäsar sein könnt' . . . der Euch angedacht, — Nicht angeboren ist." Wahrhaft hoheitsvoll bringt er auch seinen Feinden den Tribut der Wertschätzung dar. Klangs Mannesmut ringt ihm bei allem Glauben an seine Selbstherrlichkeit von Gottes Gnaden Bewunderung ab, und mit tiefem Ernste richtet er an Werner die mahnenden Worte:

Ich mein', Ihr braucht Euch seiner nicht zu schämen!
Der kam so ganz hervor aus jener Werkstatt,
Drin die Natur zumeist nur Krüppel formt
An Kraft und Willen, daß ich gut ihm sein könnt',
Wollt' es der Zufall nicht, daß er mein Feind!

Und da Werner an dem nackensteifen und ritterlichen Gefährten, an seinem Brutus

Digitized by Google

kein gutes Haar lassen will, ihn in die Niederungen des Lebens hinabzerrt, sagt er sinnend, wie von Mißtrauen gegen Werner erfüllt: „Ich hoff' noch klar zu sehen." Und wie ausgezeichnet er seine Leute kennt, die sich ihm dadurch unentbehrlich zu machen glauben, daß sie an hellichtem Tage Gespenster sehen, in allen Winkeln Verrat und Verschwörung wittern! Er weiß es nur zu gut, daß diese Lakaienseelen Knopflochschmerzen haben, daß ihre geschäftige Loyalität, ihr „Jagdhund-Eifer, der blut'ges Wild schweifwedelnd apportiert", eine Spekulation auf fette Pfründen ist, und er ist stolz darauf, daß es in Deutschland Männer und zuweilen Wahrheit gibt. Von seiner edlen Gesinnung zeugt das schöne Wort, daß „Freund sein sich erkennen heißt".

Martha ist eine Jungfrau von echter deutscher Art. All' der Liebe Müh', die sich Werner gibt, um ihr Mißtrauen gegen Klang einzuimpfen, das Bild des Geliebten aus ihrer Seele zu tilgen, ist umsonst, ob es ihm auch gelungen, es zu trüben. Wir sind der Dichterin für die Schöpfung Marthas schon darum dankbar, weil sich ihr, da sie sich von Walther verraten wähnt, die keuschen, ewig weiblichen Verse entringen:

Was will ich noch? Ja ... o, nicht viel!
Nur gütig sein mit ihm in dieser Stunde!

Digitized by Google

Nicht für die Lieb', die er an mir verbrach,
Für jene nur, an die mein Herz geglaubt,
Die ihren Duft behält wie diese Blumen,
Ob sie gebrochen und entwurzelt auch!
So elend kann kein Mann uns machen, glaubt es,
Daß ihm zum Trotz nicht doch die Liebe blieb,
Für die wir in der letzten Stund' ihm danken,
Wie in der ersten — und die macht uns gut.

Martha findet ihre Meisterin in Marget, der Heldin der „Seele", welche unter den 1902 (Leipzig, Breitkopf & Härtel) unter dem zusammenfassenden Titel: „Liebe" erschienenen fünf Erzählungen den dritten Platz einnimmt. Marget ist eine zart angehauchte, wundermilde Erscheinung, welche durch eine düstere Folie noch mehr zur Geltung kommt. Sie liebt einen Philologen, der öfter ins Vaterhaus kommt, und wird von ihm geliebt. Sie bringen es indes nicht über zwei Küsse hinaus. Er lächelt weich und schmeichelnd, wie ein Kind, dabei hat er einen traurigen Zug in seinem Wesen und einen ausweichenden Blick in seinem Auge. Sie kann sich des Eindruckes nicht erwehren, daß etwas Geheimnisvolles, Dunkles zwischen ihm und ihr steht, und ihre Ahnung hat sie nicht betrogen. Das Schicksal, das einen Bruch zwischen ihnen herbeiführt, ist ein Weib, welches als junges Mädchen den Philologen durch den Ungestüm der ihr den Blick trübenden Leidenschaft verloren und

Digitized by Google

als Gattin seines nachmaligen Freundes ihn durch ihre sinnliche Gier mit sich in die Tiefe gezogen hat. Marget hat sich so viel Unbefangenheit bewahrt, daß sie dem elenden Weibe eine gewisse Schönheit der Seele zuerkennt, und sie ist so großmütig, daß sie den Mann, der wie ein Schuft an ihr gehandelt, nicht moralisch zertritt, sondern ihm sozusagen einen Abgang sichert, an dem sein Stolz sich wieder aufrichten kann. Ihr Herz schlägt auch, nachdem sie den Geliebten aufgegeben, für ihn; sie hat sich das, was die Liebe eigentlich süß und ihren Glauben ewig macht, aus dem Zusammenbruche gerettet, indem sie ihre Seele mit der seinigen vermählte. Ob wir es auch nicht leicht fassen können, so hören wir doch verzückt zu, wenn Marget wie ein Geist aus anderen Welten den befreundeten Mädchen und Frauen, unter denen eine uns besonders fesselt, welche ihre Scheidung eingeleitet hat, weil sie im Gegensatze zu so vielen, ach so vielen Frauen ihr Gewissen nicht durch eine konventionelle Lüge einlullt, sich nicht mit dem Manne begnügt, sondern seine Seele für sich in Anspruch nimmt, das Rätsel ihrer Liebesseligkeit also zu lösen sucht: „Da — eines Nachts, sah ich ihn wieder — im Traume! Wir saßen in einer gleichgiltigen Gesellschaft, sprachen von

Digitized by Google

gleichgiltigen Dingen mit gleichgiltigen Worten. Und doch war plötzlich wieder alle Seligkeit der Liebe um uns. Als streckten unsere Seelen sich die Hände entgegen über alles hinweg, das war und ist und sein wird ewig! Und seitdem kommt er oft — so! Wir haben Stuben, von denen niemand weiß, als wir. Treppen, die wir im Traume auf und nieder steigen, uns an den Händen haltend, wie Kinder. Und das alles so klar, so bestimmt, so voll Leben und Glückseligkeit, daß mir nach dem Erwachen die ganze Wirklichkeit daneben wie ein Traum erscheint. Oft fahren wir auch übers Meer, von dem wir so oft gesprochen. Und dann holt uns ein schönes, blankes Schiff ab, darinnen niemand ist, als wir. Es legt an den Treppen fremder Städte an, und wir steigen aus, Hand in Hand, und gehen durch die Straßen, die selbst zu träumen scheinen, wie wir, über Blumen — immer Hand in Hand und selig, wie nach dem ersten Kuß! .... Und wenn ich nach einem solchen Traume erwache, hab' ich die Hände auf dem Herzen liegen, das noch immer — ihm gehört!"

Aus dieser ätherischen, weltfremden Atmosphäre führt uns die Erzählung: „Mutter" in die brutale und zugleich wunderbare Wirklichkeit zurück. Wir sind überwältigt von der Offenbarung, die uns in der kleinen Er-

Digitized by Google

zählung zu teil wird. Vollendete Seelengemälde sind in dieselbe verwoben. Das tragische Geschick einer Mutter und ihrer Tochter ist in ihr zusammengedrängt. Die Reue, Zerknirschung und Selbstzerfleischung der Mutter, die zunächst aus falscher Scham, sodann um ihrer glänzenden Versorgung willen mit Raffiniertheit alle Spuren verwischt hat, welche von dem unehelichen Kinde zu ihr hinüberführen konnten, die Demut, mit der sie auf ihrem Sterbelager trotz der Einrede des ihr in keuscher Liebe ergebenen Arztes als schonungslose, furchtbare Anklägerin gegen sich auftritt, das unendliche Weh über die unbefriedigte Sehnsucht nach der Tochter, zu deren Auffindung sie vor längerer Zeit alle erforderlichen Maßregeln getroffen hat, das gleich Peitschenhieben auf sie herniedersausende Strafgericht, welches die ungekannt im Hause als Gesellschafterin waltende Tochter unbewußt über sie abhält, die Entdeckung der Tochter durch den Arzt, der dadurch in ihr entfesselte Sturm, die dem Doktor gegenüber aufs schroffste bekundete Weigerung, der entmenschten Mutter zu verzeihen, die sie vielleicht schon unter ihrem Herzen verleugnet, ihr nicht das Leben geschenkt, sondern sie zu einem Leben voll Erniedrigung, Demütigung und Schande, zu stetem Hausen in den „dämmerigen Winkeln

Digitized by Google

des Lebens" verflucht, sie zu einem armen Wild gemacht hat, an dessen Fersen sich immer irgend eine Gemeinheit heftete, und das am Ende auch noch eine Beute ihres die Abwechslung liebenden Stiefvaters hätte werden können, das das allmähliche Schmelzen des Eises ankündigende Verlangen, sich in den Anblick des seit einem Jahre mit dem Detektivblicke des Unglücklichen belauerten Antlitzes der Mutter zu versenken, das fortschreitende Auftauen des herben, verbitterten Gemütes und das Sterben der Mutter in dem Augenblicke, da es das Mädchen drängt, sich ihr mit dem wonnereichen, himmelhoch jauchzenden Rufe: Mutter! zu erkennen zu geben, sind so erschütternd gezeichnet, daß alles in uns bebt und noch lange nachzittert. Die Erzählung schlägt wie ein Gewitter ein. Sie gäbe ein dankbares Sujet für eine Tragödie. Sie schreit auch förmlich nach dem Theater.

In der schwülen Dorftragödie „Volkslied" pulsiert die wilde, ungezügelte Leidenschaft des heißblütigen Magyarenvolkes, und schluchzend begleitet die Volksseele die Handlung mit banger Melodie. Die Tragik der alten Weise:

„Abend wird's — die Sterne fallen —
Aus weißem Hause flackert die Kerze rot,
Blumen sind über das Bett geworfen —
Des Hauses schöne, braune Tochter ist tot"

Digitized by Google

erfüllt sich in dem Schicksal der Pußtatochter Irma, die in Trotz und rasender Eifersucht ihr Glück und Leben zerstört. Die Mutter ihres Herzensgeliebten, welche ihr in ihrer schweren Stunde beigestanden, erklärt sich den Tod des von seinem Nebenbuhler empfangenen Kindes und seiner jungen Mutter in ihrer ursprünglichen und sinnigen Art also: „Und dann gäb' es noch eine Art von Kindern. — Das seien die, welche ihre Mütter ohne Liebe empfangen und ohne Liebe zur Welt brächten, und von denen zu sprechen, sei am traurigsten. Und habe eine solche Mutter heimlich einen anderen Mann geliebt, so ist sie im Stande, dieses Kind zu töten — nicht mit ihren Händen, sondern mit ihren Gedanken. Denn heimlich wünscht sie immer, daß das Kind doch dem anderen gehören möchte, und in ihren Wehen ruft sie seinen Namen. Und damit töte sie das Kind, denn sie kann ihm keine Seele geben. Das wären die Kinder, die tot zur Welt kämen und hinter ihnen stürbe auch gleich die Mutter, denn Gott strafe jeden Mord. Das sei ein großes, fürchterliches Geheimnis, aber sie habe das leider schon oft erfahren, und wenn man's recht besähe, wär's doch am besten so." Liegt nicht in diesen Worten das Elend aller der Frauen, die eine Vernunftehe eingegangen sind, ohne Liebe einen

Digitized by Google

Mann geheiratet haben, der sie versorgen konnte, eingeschlossen?

„Ihre Sünde", vielleicht die tiefste der Erzählungen, wie ein anonymer Rezensent sie richtig bezeichnet, berührt ein vielumstrittenes Problem der Ethik, den Kampf der Pflichten gegen uns selbst mit den Rechten anderer. Delle Grazie sucht keine allgemeine Lösung für die weitreichende Frage, sondern begnügt sich damit, dem Falle, den sie klassisch schildert, einen menschlich wahren, künstlerisch befriedigenden Abschluß zu geben.

Auch die „Erste Liebe", welche die erste Sprosse auf der Leiter der „Liebe" ist, verrät in Stimmungsmalerei und Charakteristik die Werkstätte des Geistes, aus welcher sie hervorgegangen. Die Heldin der Erzählung ist ein Backfisch, welcher dadurch, daß seine Liebe nicht erwidert wird, zum Bewußtsein derselben kommt. Maras erste Liebe ist also der erste große Schmerz ihres Lebens. Die poetische Schaffensfreudigkeit nimmt ihm indes bald den Stachel. Und wie unter dem Einflusse der alles heilenden Zeit die ihrem Herzen geschlagenen Wunden vernarben, geht ihr über die Natur jenes Gefühls, das sie Liebe nannte, ein neues Licht auf. Es will sie bedünken, als wäre es nie mehr gewesen, als ein drängender Sehnsuchtsruf nach

Digitized by Google

der Poesie, die in ihr gärte, nach einer Form rang, irgend eine Gestalt anzunehmen suchte. Und da die Zeit ihrer künstlerischen Reife noch nicht da war, quoll dieses unklare Gefühl gleichsam über, es ging in die Irre. Und doch war gerade für den Dichter in ihr dieses Irregehen ebenso notwendig, wie die erste Enttäuschung. Es entband ihre Kräfte, die Enttäuschung sammelte sie. „Und mein Ehrgeiz schlüpfte wie ein Falter aus der Puppenhülle meiner ersten Liebe. Die war tot; und wenn ich zuweilen noch an sie dachte, geschah es mit der heimlichen Genugtuung, daß ich etwas überwunden hatte, das für andere ein Schicksal bedeutet, und daß meine Flügel mich auch künftig emportragen würden zu der Sonne, die das Menschliche, das ich noch erfahren mußte, verklären und adeln könnte." Wir glauben nicht zu irren, wenn wir annehmen, daß die Dichterin uns hier über das Erwachen ihrer Schaffenskraft aus ihrem dämmerigen Zustande Rechenschaft gibt. Die „Erste Liebe" scheint ein Stück Selbstbiographie zu sein.

Ein freier und kühner Geist lebt und webt in unserer Dichterin, und wir haben allen Grund zu hoffen, daß er noch viele goldene Früchte reifen wird. Auge in Auge steht sie der Wahrheit gegenüber wie ein Mann; doch borgt ihre Seele auch vom

Digitized by Google

Pfunde des Weibes, denn das Gemüt ist der wärmende und belebende Untergrund ihres Geisteslebens. Und nomen est omen; denn die Grazie ist das Zeichen, in welchem sich die gegenseitige Durchdringung und Befruchtung ihres klaren Denkens und innigen Fühlens vollzieht.

Ziehen wir die Summe ihres künstlerischen Wesens, so können wir es nicht besser kennzeichnen als mit ihren ureigensten Worten: „Ich liebe die Wege an Abgründen und die schweren samtenen Mantelfalten der Nacht. Die Stimmen, die niemand hört als ich, und das einsame Lachen. Qualen, die Lust werden, und umgekehrt." Sie verleugnet, um es kurz zu sagen, nie und nimmer die Dichterin der „Teufelsträume".

Digitized by Google

Nachtrag.

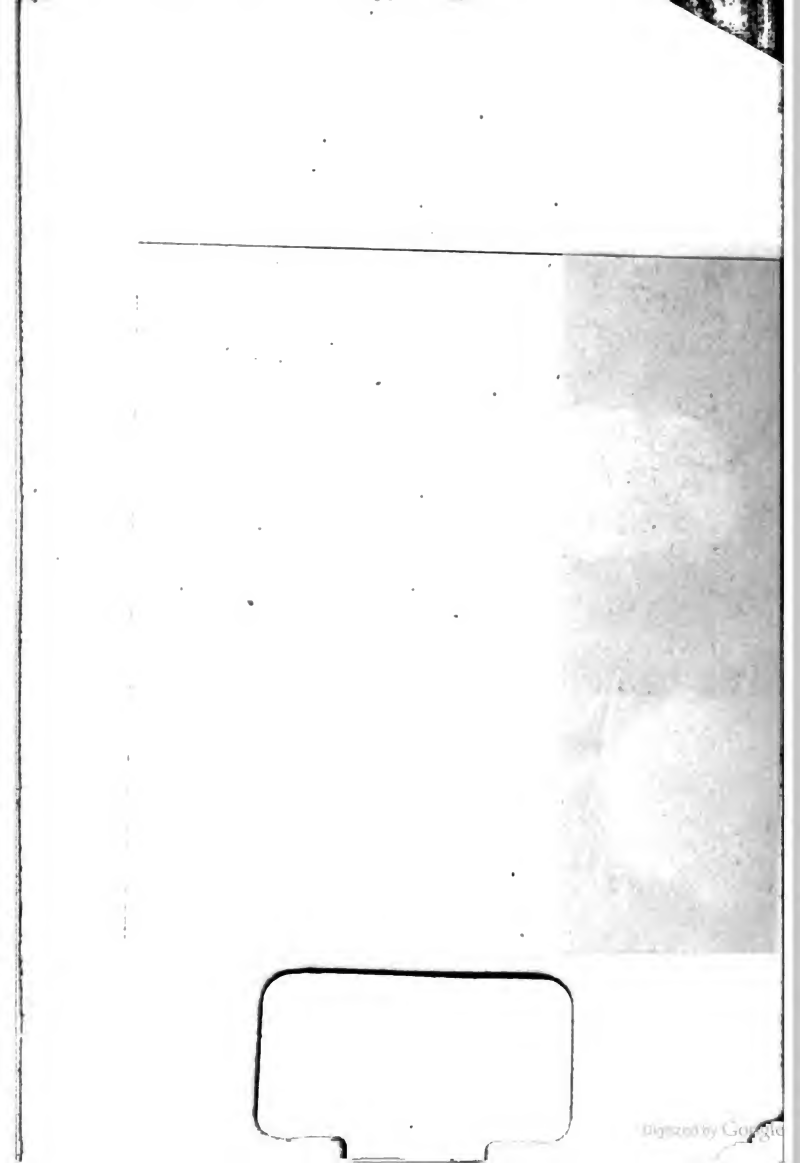
Während des Druckes wurde mir nahe gelegt, die Literatur über die Dichterin zusammenzustellen. Da mir dieselbe fast ganz unbekannt ist, so ersuchte ich einen befreundeten Schriftsteller, die Arbeit zu übernehmen. Er unterzog sich ihr bereitwillig, und ich spreche ihm hiefür an dieser Stelle meinen Dank aus.

Wolff Eugen, Geschichte der deutschen Literatur in der Gegenwart. 1896. S. 155 ff.
Koch Max, Geschichte der deutschen Literatur von 1600 bis zur Gegenwart. 1897. S. 733 ff.
Volkelt, Ästhetik des Tragischen. 1897. SS. 12, 187, 194, 263, 274, 296, 325.
Brausewetter, Meisternovellen deutscher Frauen. 1897. S. 165—172.
Haeckel, Natürliche Schöpfungsgeschichte. 9. Auflage, 1898. 2. Band, S. 811.
Breitner-Rabenlechner, Literaturbilder fin de siècle. 1898. S. 114—135.
Leimbach, Die deutschen Dichter der Neuzeit und Gegenwart. 1899. 2. Band, S. 446—456.
v. Hanstein, Das jüngste Deutschland. 1900. S. 338 ff.
Benedikt Moritz, „Deutsche Revue", 1901. März-Heft, S. 326—334.
Adler Max, „Deutsche Worte." Wien 1901. 2. Heft, S. 40—59, und 11. Heft, S. 335—350.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google


Digitized by Google

Digitized by Google